



Männlichkeit...?!

Zur Relevanz der Männlichkeitskonstruktion für die Soziale Arbeit am Beispiel häuslicher Gewalt

Bachelorarbeit
Timo Jost

Begleitperson
Dr. Silke Vlecken

Bachelorstudiengang
Zürich,
Frühlingssemester
2021

Abstract

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Männlichkeit. Dabei geht sie der Frage nach, was Männlichkeit ist und definiert diese als gesellschaftliches Konstrukt. Anschliessend wird untersucht, wie die Männlichkeitskonstruktion sich im Feld der häuslichen Gewalt auswirkt, um darauf aufbauend nach der Bedeutung derselben für die Soziale Arbeit zu fragen. Vor dem Hintergrund, dass Geschlecht als zentraler Code die gesellschaftliche Struktur prägt und beeinflusst, werden Funktionsweisen von Männlichkeit betrachtet, da sich Männlichkeit über stetiges Tun und Performen reproduziert. Zudem ist Männlichkeit innerhalb der Gesellschaft hierarchisch geordnet. Da bei Gewalt im Geschlechterverhältnis «Männer» als Täter überrepräsentiert sind, wird der Frage nachgegangen, inwiefern Männlichkeit Gewalttätigkeit verursachen kann, wobei verschiedene Begründungen erörtert werden. Festzustellen ist dabei, dass sich eine starke Identifikation mit Männlichkeit negativ auswirken kann, da die Männlichkeitskonstruktion sehr klare Handlungsanweisungen erfordert und dadurch Handlungsmöglichkeiten verengt und Druck ausübt. Auf der Grundlage der Auswirkungen von Männlichkeit auf Individuen und Gesellschaft wird die Relevanz von Männlichkeit für die Soziale Arbeit erörtert. Um einerseits der professionellen Verantwortung Sozialer Arbeit, Diskriminierung zurückzuweisen gerecht zu werden und andererseits die persönlichen Lebenssituationen der Adressat*innen in ihren geschlechtlichen Existenzweisen besser verstehen zu können, soll sich die Soziale Arbeit mit Geschlechterkonstruktionen auseinandersetzen. Dabei ist gerade die Auseinandersetzung mit Männlichkeit eine vielfach schwierige Herausforderung, da Männlichkeit und Soziale Arbeit in traditioneller Funktionsweise in Widerspruch stehen, weshalb die Zusammenarbeit besonders mit Bedacht gestaltet werden muss, wie am Konzept der dreifachen Entwicklung aufgezeigt wird. So kommt die Arbeit zur Konklusion, dass gerade ein Verständnis über Funktionsweisen von Geschlechtlichkeit und Männlichkeit für die Soziale Arbeit von zentraler Bedeutung ist, um dem eigenen Berufsauftrag gerecht zu werden. Ein allgemeines Grundverständnis und Selbstreflexion von Geschlechterkonstruktionen ist deshalb für Professionelle, wie auch für Adressat*innen der Sozialen Arbeit von grosser Bedeutung. Eine solche Reflexion kann im Sinne der Prävention sogar als Verhinderung von Diskriminierung betrachtet werden.

Inhaltsverzeichnis

Abstract	1
1 Einleitung	4
1.1 Problemstellung	4
1.2 Zielsetzung und Fragestellung.....	7
1.3 Methodisches Vorgehen, Aufbau und Eingrenzung.....	7
2 Gender und Geschlecht.....	9
3 Gegenstand Männlichkeit	12
3.1 Männlichkeit: Eine Annäherung	12
3.2 Männliche Herrschaft und männlicher Habitus.....	14
3.3 Produktion von Männlichkeit: Die ersten Spiele des Wettbewerbs	16
3.4 Hegemoniale Männlichkeit.....	19
3.5 (Ein-)Ordnung der Ergebnisse.....	22
4 Häusliche Gewalt und Männlichkeit	23
4.1 Häusliche Gewalt	23
4.1.1 Zahlen zu häuslicher Gewalt und Gewalt im Geschlechterverhältnis	24
4.1.2 Gewalt und Geschlecht	27
4.2 Männlichkeit im Gewaltdiskurs	28
4.2.1 Männlichkeit und Täterschaft	29
4.2.2 Männlichkeit und Opferschaft	32
4.3 Differenzierende Perspektive.....	33
5 Männlichkeit, Geschlecht und Soziale Arbeit.....	35
5.1 Gegenstand Sozialer Arbeit.....	35
5.2 Soziale Arbeit und Geschlecht.....	36
5.3 Machtquellenanalyse	40
5.4 Männlichkeit und Soziale Arbeit.....	42
5.5 Geschlechterreflektierende Angebote	45
6 Fazit	47

6.1 Ergebnisse und Beantwortung der Fragestellung	47
6.2 Worum geht es also bei Geschlechtlichkeit und Sozialer Arbeit?.....	49
6.3 Kritische Würdigung und Ausblick	50
Literaturverzeichnis.....	52

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1. Positionen in Männlichkeitsdynamiken.....	22
Abbildung 2. Konzept der dreifachen Entwicklung.....	43

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1. Handlungsebenen für geschlechtersensible Soziale Arbeit.....	38
Tabelle 2. Unterschiedliche Machtquellen.....	41

1 Einleitung

Das Ziel der Einleitung ist es, einen Zugang und Überblick über die vorliegende Arbeit zu verschaffen. Die Problemstellung wird anhand der Darstellung des Problems in die Arbeit einführen und bereits zentrale Punkte zur Bearbeitung ausmachen. Darauf aufbauend wird die Fragestellung und Zielsetzung vorgestellt und abschliessend das methodische Vorgehen sowie die Eingrenzung der Arbeit vorgenommen.

1.1 Problemstellung

Geschlecht stellt eine zentrale Strukturkategorie dar, nach welcher sich die moderne Gesellschaft organisiert hat und an der sie sich orientiert (Aulenbacher, 2020, S. 164-165). Eine der ersten Fragen, die gestellt wird, wenn es um die Geburt eines Menschen geht, ist «Was wird/ist es?». Mit dieser Frage wird das vermeintliche Geschlecht des neu- oder noch ungeborenen Kindes erfragt. Anschaulich sind diesbezüglich auch sogenannte «Reveal Partys», bei welchen es darum geht, das vermeintliche Geschlecht des Kindes zu erfahren und zu zelebrieren. Gerade letzteres Beispiel zeigt, dass diese Zuordnung nicht wertfrei geschieht, sondern mit der Zuordnung zu einem Geschlecht eine Stereotypisierung stattfindet, wobei davon ausgegangen wird, dass «Mädchen» lieber rosa mögen und «Jungen» blau bevorzugen. Zu betrachten ist also, dass die Gesellschaft eine starke Trennlinie zwischen den zwei Geschlechtern «Frau» und «Mann» zieht. Conell (2013, S. 21-22) zufolge, wird Geschlecht im Alltag als selbstverständlich hingenommen und sofort die Unterscheidung zwischen «Frau» und «Mann» gemacht. Dies sei so vertraut, dass die Geschlechterordnung als natürliche Ordnung erscheine, weshalb vom Muster abweichendes Verhalten skandalös erscheint (Conell, 2013, S. 21-22). Goffman (2001, S. 131) kam bei der Untersuchung dieser Unterscheidung, in Anlehnung an Marx, zur Erkenntnis, dass nicht Religion, sondern Geschlecht das Opium des Volkes sei.

Maihofer (2015, S. 648) zufolge haben Menschen den herrschenden Normen von Weiblichkeit oder Männlichkeit so weit zu entsprechen, als dass sie klar ersichtlich einem Geschlecht zugeordnet werden können. Machen sie das, erhalten sie dadurch Sicherheit. Sind sie allerdings nicht klar zuzuordnen oder verhalten sich nicht normkonform, droht ihnen Disziplinierung, Diskriminierung und womöglich sozialer oder buchstäblicher Tod (Maihofer, 2015, S. 648). Somit werden «Männer», welche beispielsweise Nagellack und Rock tragen, eher diskriminiert, während spasseshalber prügelnde «Männer» sich vermeintlich «normal männlich» verhalten. Diese vermeintlich natürlich erscheinende

Ordnung der Geschlechter hat jedoch keine in der Natur oder Biologie begründete Ursache, sondern ist gesellschaftlich konstruiert (Baur & Luedtke, 2008, S. 9).

Zur Erkenntnis, dass Geschlechtlichkeit nicht in der Biologie begründet ist, sondern sozial konstruiert wird, kam die französische Philosophin und Vordenkerin Simone de Beauvoir bereits im Jahre 1949 als sie schrieb: «Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.» (Beauvoir, 1968, S. 265). Nach Conell (2013, S. 22-25) gilt dasselbe Prinzip von Beauvoir auch bei «Männern». So sei auch das männliche Geschlecht nicht biologischer Herkunft und als natürliche Gegebenheit zu verstehen, sondern «Mann» bezeichne jenes Konzept, welches erst durch soziale Interaktion zum Tragen kommt. «Frausein» oder «Mannsein» ist also nicht natürlich festgelegt, sondern etwas, das stetig über bewusste und unbewusste Prozesse gemacht wird (Conell, 2013, S. 22-25). Damit wird ersichtlich, dass Geschlechtlichkeit nie stabil ist, sondern im Gegenteil unter stetigem Druck der Reproduktion steht, sich also ständig herstellen muss und damit fragil ist (Maihofer, 2015, S. 638). Dabei wird Geschlechtlichkeit als Momentzustand des persönlichen, gesellschaftlichen, geschlechtlichen Gewordenseins umschrieben, was in Kapitel 2 genauer thematisiert wird.

Die zugeschriebene Geschlechtlichkeit beeinflusst einerseits die Person und ihre Wahrnehmungs-, Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen, aber auch die Körperpraxen und Sexualität. Andererseits findet sich der Geschlechterdiskurs auch in der gesamten Gesellschaftsordnung, im Staat, der Ökonomie, Familie, Beruf, Bildung oder in Medien wieder (Maihofer, 2015, S. 638). Goffman (2001, S. 105) beschreibt Geschlecht als zentralen Code der Gesellschaft, nach welchem soziale Interaktion und soziale Strukturen aufgebaut sind. Relevant wird das Arrangement der Geschlechter, wie es Goffman (2001) nannte, besonders deshalb, da verschiedene Geschlechter nicht wertfrei nebeneinanderstehen, sondern sich stets in hierarchischen Beziehungen zueinander befinden. Heute wird die dominierende Position in der Gesellschaft nach wie vor von der Männlichkeit beansprucht, weshalb Androzentrismus noch immer die bestimmende Sichtweise in der Gesellschaft ist (Bourdieu, 2020, S. 21).

Da die Kategorie Geschlecht sich also stark in der Gesellschaft als Gesamtes und insbesondere in sozialen Beziehungen niederschlägt, wird die Thematik für die Profession der Sozialen Arbeit relevant, die Fragen nach Funktionsweisen und Prozessen von Geschlechtlichkeit erhalten Bedeutung. Zudem ist Geschlechtlichkeit deshalb Gegenstand Sozialer Arbeit, da Menschen aufgrund ihres zugewiesenen Geschlechts diskriminiert werden, wenn sie beispielsweise nicht der bestehenden Norm entsprechen (Czollek, Perko, Kaszner & Czollek, 2019, S. 147, S. 238-240; Avenir Social, 2010, S. 9). Laut

Connell (2013, S. 22-25) können aus den Geschlechterarrangements zwar Freude oder Anerkennung gewonnen werden, sie seien aber auch Ursache für Ungerechtigkeit und Beschädigung. Als eine solche Beschädigung wird Gewalt im Geschlechterverhältnis und häusliche Gewalt für die Soziale Arbeit sichtbar.

Den Gegenstand der häuslichen Gewalt zu betrachten bedeutet, sich zugleich mit den dabei bestimmenden Geschlechterunterscheidungen zu beschäftigen. In Europa und der Schweiz sind statistische Unterschiede bei Delikten in Bezug auf das Geschlecht zu betrachten, was Tatperson und Opfer betrifft (Eidgenössisches Büro für Gleichstellung EBG, 2020a, S. 4-5; BKA, 2019, S. 6-10). Zahlen zeigen deutlich, dass die Chancen, als «Frau» Opfer häuslicher Gewalt zu werden signifikant höher stehen als die der «Männer». «Männer» dagegen werden statistisch gesehen eher Täter*in im Umfeld häuslicher Gewalt als «Frauen», wobei markante Unterschiede feststellbar sind (EBG, 2020a, S. 4-5). Diese markanten Unterschiede in Bezug auf Gewalt und Geschlecht sind insofern interessant, als dass Geschlechtlichkeit nicht biologisch gegeben, sondern gesellschaftlich konstruiert wird. Wenn nun also männlich gelesene Personen deutlich häufiger Täter*in werden, wird die Frage interessant, was Männlichkeit definiert und wie diese funktioniert, da sie anscheinend als Grund für erhöhtes Gewaltpotential betrachtet werden kann. Nach Hafner (2020, S. 73-75) ist Gewalt Teil der hegemonialen Männlichkeit, welche sich beispielsweise in Machtdemonstrationen, kontrollierendem Verhalten und Gewalt gegen Frauen ausdrückt. Deshalb betrachten viele Täter häuslicher Gewalt ihre Taten als gerechtfertigt, weshalb sie häufig «Frauen» in der Verantwortung sehen und sich selbst in der Opferrolle. Daher müssen Männlichkeitsnormen, welche Gewalt als natürliches Männlichkeitsmerkmal beschreiben und damit legitimieren, konfrontiert werden (Hafner, 2020, S. 73-75). Bereswill (2011, S. 203-204) geht einen Schritt weiter und ist der Ansicht, dass gerade die Verknüpfung von Gewalt und Männlichkeit hinterfragt werden müsse, da Gewalt und Geschlecht sich gegenseitig vielmehr verschlüsseln, als sich zu erklären. So stelle die sozialkonstruktivistische Geschlechterforschung fest, dass Gewalt kein Geschlecht habe, sondern Gewalt vergeschlechtlicht werde (Bereswill, 2011, S. 203-204).

Für die Soziale Arbeit ist diese Erkenntnis relevant, da sie einerseits dazu verpflichtet ist, Diskriminierung und Beschädigung aufgrund von Geschlechtlichkeit zurückzuweisen (Avenir Social, 2010, S. 9) und andererseits, da Gewalt als Problem an sich bereits Gegenstand Sozialer Arbeit ist (Obrecht & Zwicky, 2011, S. 25). Zudem ist Geschlecht als Strukturkategorie immer Teil von gesellschaftlichen Fragen und sozialen Problemen, jedoch sei die Bedeutung von Männlichkeit für die Adressat*innen Sozialer Arbeit bislang

kaum berücksichtigt worden und wird auch in Theorie und Praxis Sozialer Arbeit zu wenig beachtet (Ehlert, 2012, S. 107).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die gesellschaftliche Einteilung der Geschlechter in «Mann» und «Frau» (Bourdieu, 2020, S. 19-20) vergeschlechtlichte Lebensweisen verursacht (Maihofer, 2015, S. 652), welche wiederum die gesellschaftliche Ordnung herstellen und erhalten. Zudem führen einerseits die gesellschaftliche Ordnung, aber auch die persönlichen Existenzweisen von Geschlecht zu Beschädigung von anderen Mitgliedern der Gesellschaft (Conell, 2013, S. 22-25). Dies gilt es aus sozialarbeiterischer Sicht zu erforschen, zu verstehen und zu hinterfragen, wobei das Beispiel der häuslichen Gewalt einen möglichen Anlassgrund darstellt.

1.2 Zielsetzung und Fragestellung

Auf dieser Erkenntnis aufbauend setzt sich diese Arbeit zum Ziel, die Relevanz von Männlichkeit für die Soziale Arbeit zu erörtern. Dabei wird nebst den Fragen, was Männlichkeit ist und wie sie entsteht, insbesondere der Gegenstand der häuslichen Gewalt betrachtet und dabei die Rolle von Männlichkeit untersucht. Deshalb lautet die Fragestellung für vorliegende Arbeit folgendermassen.

- Welche Bedeutung hat Männlichkeit für die Soziale Arbeit am Beispiel der häuslichen Gewalt?

Zu bearbeitende Teilfragen sind ausserdem:

- Was ist Männlichkeit, wie wird sie hergestellt und reproduziert?
- Wie wirkt sich Männlichkeit im Bereich der häuslichen Gewalt aus?
- Inwiefern soll und kann sich Soziale Arbeit mit Geschlechtlichkeit und insbesondere mit Männlichkeit auseinandersetzen?

1.3 Methodisches Vorgehen, Aufbau und Eingrenzung

Die vorliegende Arbeit ist eine Literaturarbeit, weshalb die angeführte Fragestellung anhand von Literatur bearbeitet wird. Dazu wurde weitgehend deutsche Literatur respektive ins Deutsche übersetzte Literatur verwendet. Die Bearbeitung der Thematik wird den aufgeführten Teilfragen entsprechend bearbeitet werden. Bevor in Kapitel 3 der Gegenstand der Männlichkeit untersucht wird, legt Kapitel 2 den Ausgangspunkt der Betrachtung fest. Kapitel 4 wird Männlichkeit im Feld häuslicher Gewalt beleuchten und Kapitel 5 den Umgang Sozialer Arbeit mit Gender und Männlichkeit thematisieren.

Abschliessend werden in Kapitel 6 einerseits die Erkenntnisse resümiert und andererseits die Arbeit insgesamt diskutiert und kritisch gewürdigt.

Diese Arbeit wirft einerseits allgemeine Fragen zu Geschlechtlichkeit auf, bezieht sich im weiteren Verlauf jedoch lediglich auf die Thematisierung von Männlichkeit. Dies wird als notwendige Eingrenzung verstanden, um die Thematik besser fokussieren zu können, jedoch wird dadurch gerade Weiblichkeit sehr stark vereinfacht und nicht als eigenständiges Thema untersucht. Ausserdem wird die Thematisierung von Männlichkeit bezugnehmend auf die westliche Gesellschaft untersucht und aufgrund der Literaturlauswahl vor allem auf den deutschsprachigen Raum fokussiert. Deshalb kommt der Arbeit eine eurozentristische Sichtweise zu. Im Weiteren setzt die Arbeit den Fokus auf das vorherrschende Männlichkeitskonstrukt, weshalb eine einseitige Sichtweise übervertreten ist, nämlich die des weissen, heterosexuellen, Cis-«Mannes» und nicht dem Anspruch gerecht werden kann, eine Vielfalt an Männlichkeiten zu thematisieren. Auch deshalb hat die Arbeit nicht den Anspruch, abschliessende, allgemeingültige Aussagen zu treffen, sondern versteht Erkenntnisse als Teil eines eurozentristisch geprägten Diskurses, welchen es zu ergänzen gilt.

Auch persönlich möchte ich mich hiermit in der Einleitung als weissen, mittelständischen, heterosexuellen, nichtbehinderten, Cis-«Mann» verorten und damit die privilegierte Sprechposition offen darlegen. Der Wunsch diese Arbeit zu schreiben entsteht dadurch, dass es mir ein Anliegen ist, Männlichkeiten besser zu verstehen und thematisieren zu können. Dabei ist mir eine profeministische Haltung zentral, damit patriarchale Strukturen benannt und vermindert werden können.

2 Gender und Geschlecht

Einführend wird hiermit ein grundlegendes, für die Arbeit notwendiges Verständnis von Gender und Geschlecht besprochen, welches auch als Fundament dieser Arbeit verstanden werden kann. In den Genderstudies gibt es die verbreitete Unterscheidung zwischen *sex*, dem biologischen Geschlecht respektive dem Geschlechtskörper und Gender, der sozialen Konstruktion von Geschlecht (Czollek, Perko & Weinbach, S. 17-24, 2009). So wird bei Gender im deutschen seltener auch vom sozialen Geschlecht gesprochen und eher das englische Gender beibehalten. Czollek et al. (2009) definieren Gender folgendermassen: «Der Begriff meint das kulturell-gesellschaftlich konstruierte Geschlecht, Geschlechterrollen und –funktionieren» (S. 17). Diese Unterscheidung erschien insofern als sinnvoll, um die sozialen Anteile von Geschlechtlichkeit benennen zu können. Allerdings wurde gerade dadurch, dass die Zweigeschlechtlichkeit in der Biologie begründet verstanden wurde, diese Trennung verfestigt. Heute untersuchen bereits verschiedene Zweige der biologischen Wissenschaftsforschungen, inwiefern die Zweigeschlechtlichkeit in der Biologie begründet werden kann oder auch nicht respektive was unter *sex* verstanden werden kann (Palm, 2019, S. 731-733). Diese seit den 1970er Jahren bestehenden Forschungen konnten immer wieder aufzeigen, inwiefern Wissenschaft zur Herausbildung von Mythen beiträgt, damit gesellschaftliche Positionen zuordnet und nicht wertfreie Wissensbildung darstellt (Palm, 2019, S. 730). Tatsächlich konnte festgestellt werden, dass Geschlecht nicht, wie lange gelehrt wurde, in der Biologie festgeschrieben ist, sondern immer auch einen Teil des gesellschaftlichen Diskurses darstellt und deshalb mit Offenheit weiter erforscht werden muss (Voss, 2010, S. 313-319).

Deshalb wird auch bei der *sex-gender*-Unterscheidung die Frage interessant, in welcher Beziehung diese beiden Begriffe zueinander stehen. In dem im Jahre 1991 erschienenen Buch «Das Unbehagen der Geschlechter» beschäftigt sich Judith Butler mit den Begrifflichkeiten um *sex* und *gender*. Butler (2021, S. 22-24) führt an, dass angeblich natürliche Sachverhalte von Geschlecht in Wirklichkeit ebenfalls diskursiv produziert werden und wirft deshalb die Frage auf, ob das biologische Geschlecht (*sex*) nicht schon immer auch Geschlechtsidentität (*gender*) war. Butler lehnt also die gängige Trennung zwischen *gender* und *sex* ab, da sie zur Erkenntnis gelangt, dass was unter biologischem Geschlecht verstanden wird, nicht natürlich oder vorsozial ist, sondern auch das biologische Geschlecht (*sex*) soziale und ideologische Aspekte umfasse und somit von Diskursen und Macht geprägt ist (Villa, 2003, S. 59-60). Butler (2021, S. 24) widerspricht der Konstruktion von Geschlecht (*sex*) als vordiskursive Tatsache und versteht *sex* im Gegenteil als Ausdruck von Gender. Somit zielt sie mit ihrer Theorie vor allem darauf ab,

Geschlechtlichkeit insgesamt zu ent-naturalisieren (Villa, 2003, S. 61). Auf Butler aufbauend verfolgt Maihofer (1995) mit ihrem Konzept von Geschlecht als Existenzweise eine Möglichkeit, um einerseits Geschlechtlichkeit insgesamt als diskursiv hergestellte Praxis zu verstehen, richtet jedoch zugleich auch den Blick auf die individuelle Existenzweise von Geschlecht.

Maihofer (1995, S. 71-73) begreift also ebenfalls das biologische Geschlecht als soziale Konstruktion, welche durch gesellschaftliche Prozesse hergestellt wird und zeigt auf, dass sex zu Gender wird. Maihofer (1995, S. 85-86) schreibt jedoch in Abgrenzung zu Butlers These, dass biologisches Geschlecht in Gender begründet sei und dass dabei nicht vergessen werden darf, dass nicht alles Gender ist; denn andersherum besitzt auch das Soziale eine körperliche Materialität. Um in dieser Diskussion eine gewisse Balance in die Frage um Natur oder Kultur zu bringen, entwickelte Maihofer (1995, S. 107-108) den Term von Geschlecht als Existenzweise und ermöglicht damit die Sichtweise auf Geschlecht, welche dieses als gesellschaftlich, kulturell hergestellt betrachtet, jedoch gleichzeitig auch die dadurch entstandenen Denk-, Gefühls und Körperpraxen in den Blick nehmen kann. Geschlecht als Existenzweise ermöglicht also einerseits die imaginäre Realität von Geschlecht wahrzunehmen und andererseits die reale Materialität des imaginierten Geschlechts zu sehen. Somit ist Geschlecht nie nur soziale Konstruktion, sondern hat als solche auch immer entsprechende Subjekte (Maihofer, 1995, S. 107-108). So schreibt Maihofer (2015, S. 653) zum Konzept der geschlechtlichen Existenzweise, dass diese Sichtweise es ermögliche, die materielle Realität von Geschlechtlichkeit zu betrachten, ohne dabei eine Essentialisierung vornehmen zu müssen. Weiter führt Maihofer (2015) an: «Es erlaubt vielmehr, die materielle Realität und damit das (Geworden-)Sein von Geschlecht im Modus der Existenz zu begreifen und damit als in ständiger lebendiger Bewegung.» (S. 653).

Der gedankliche Rahmen von Geschlecht als Existenzweise soll dieser Arbeit im weiteren Verlauf zugrunde liegen und damit die binär geschlechtliche Themenwahl insofern auch legitimieren, als dass binäre Geschlechtlichkeit so lange von Bedeutung ist, wie Menschen in geschlechtlicher Existenzweise ihre Leben gestalten und die Gesellschaft sich danach organisiert. So weit als möglich wird jedoch versucht einer Reproduktion von binärer Geschlechtlichkeit entgegenzuwirken und Geschlecht als soziale Konstruktion zu benennen. Aus diesem Grund wird vor allem über das Konzept Männlichkeit geschrieben und entsprechend die geschlechtlichen Subjekte als «Männer» in Anführungszeichen gesetzt. Allerdings wird durch den thematischen Rahmen die Sichtweise von Geschlecht als sozialer Konstruktion erschwert, weshalb mit der gesellschaftlichen

Kategorie von «Männern» gearbeitet wird, was jedoch stets vor angeführtem Hintergrund von Geschlecht als Existenzweise geschieht. Da sich vorliegende Arbeit auf die soziale Konstruktion von Männlichkeit bezieht, wird der Frage, inwiefern Geschlecht in der Biologie begründet ist, nicht weiter nachgegangen.

3 Gegenstand Männlichkeit

In diesem Kapitel geht es um Männlichkeit, wobei die Herstellung und Reproduktion derselben zentrale Fragen darstellen und ihrer Auswirkung auf die Menschen nachgegangen wird. Zudem soll die Verortung von Männlichkeit in der Gesellschaft thematisiert werden. Antworten auf gestellte Fragen können nicht als abgeschlossen betrachtet werden, was unter anderem damit zusammenhängt, dass Männlichkeit als soziale Konstruktion stets gesellschaftlichen Veränderungen unterworfen ist. Da Männlichkeit viele Betrachtungsmöglichkeiten bietet, wird sie in diesem Kapitel mit einigen exemplarischen Ausführungen und Theorien betrachtet, wobei deren Erläuterungen im diskursiven Stil vorgebracht werden. Dadurch werden einige Ansatzpunkte oder Betrachtungsweisen zwar mehrfach hervorgebracht, gewinnen aber an Bedeutung und Facettenreichtum.

3.1 Männlichkeit: Eine Annäherung

Bevor auf die Frage, was Männlichkeit sein könnte eingegangen wird, soll mit Conell (2015, S.124) vorangestellt werden, dass Männlichkeit kein Objekt ist und auch nicht als solches erforscht werden sollte. Stattdessen sollte der Frage nachgegangen werden, welche Prozesse «Frauen» und «Männer» dazu bringen vergeschlechtlichte Leben zu führen. Dies wird im Anschluss versucht; jedoch erscheint der Versuch einer Annäherung an den Gegenstand der Männlichkeit als unabdingbar, damit der Ausgangspunkt für die weiteren Überlegungen klar ist. Baur und Luetdke (2008, S. 8-9) führen an, dass in der Soziologie stets die Frage verhandelt wird, was Natur und was Kultur ist, wobei diese Debatte gerade bei der Frage, was ein «Mann» und was eine «Frau» ist, heftig diskutiert wurde. Dies habe damit zu tun, dass sich Geschlecht besonders gut eignet, um Verhalten und Qualitäten daran zu binden und als «natürlich» zu beschreiben. Als Grund, weshalb den Menschen zugeschriebene Eigenschaften als «natürlich» konstruiert werden, führen sie mit Verweis auf Meuser, Foucault und Trapp an, dass Eigenschaften wie Geschlecht oder *race* an den Körper gebunden seien und sich Körper besonders gut für Machtspiele eignen (Baur & Luetdke, 2008, S. 8-9). Der Gedanke, dass Machtausübung über Zuschreibungen von Eigenschaften an Körper vollzogen wird, erscheint bei der Thematik von Geschlecht insofern interessant, als dass «Frauen» aufgrund der ihnen zugeschriebenen Eigenschaften nach wie vor stark in ihrem Alltag behindert werden. Viele Beispiele dazu zeigt Criado-Perez (2020) ausdrücklich in dem Buch «Unsichtbare Frauen» auf. Baur und Luetdke (2008, S. 8-9) erläutern weiter, dass Menschen nicht in der Lage sind, das «Natürliche» als solches wahrzunehmen, sondern nur kulturell überformte Bilder und Stereotype sehen. Zu der Erkenntnis, dass es keine «Natur des Mannes» (oder der «Frau») gibt, sondern «Mann» und «Frau»

gesellschaftliche Konzepte darstellen, sind sich alle sozialwissenschaftlichen Theorien einig (Baur & Luettke, 2008, S. 8-9). Damit wird klar, dass eine Betrachtung von Männlichkeit als eigenständiges Objekt unmöglich ist, da Männlichkeit nur in gesellschaftlichen Kontexten existiert. Und weil sich die Gesellschaft in stetem Wandel befindet, ist auch ein davon abhängendes Konzept wie das der Männlichkeit veränderbar und variabel.

Conell (2015) definiert Männlichkeit folgendermassen: «Männlichkeit ist – soweit man diesen Begriff in Kürze überhaupt definieren kann – eine Position im Geschlechterverhältnis; die Praktiken, durch die Männer und Frauen diese Position einnehmen, und die Auswirkungen dieser Praktiken auf die körperliche Erfahrung, auf Persönlichkeit und Kultur.» (S. 124). Conell definiert hier Männlichkeit einerseits sehr offen als Position im Geschlechterverhältnis. Andererseits weist sie sehr spezifisch darauf hin, dass Männlichkeit etwas ist, das gemacht wird und dies wiederum Auswirkungen auf die Person hat. Dass Geschlecht etwas ist, dass gemacht wird, wird häufig im Term des «*Doing gender*» umschrieben. Nach Gildemeister (2020, S. 171) ist die Logik des Konzepts von «*Doing gender*» die, die sozialen Prozesse zu Geschlecht in den Blick zu nehmen und damit der Zuschreibung von Eigenschaften an Individuen zu entsagen. Zudem unterstreicht das Konzept des «*Doing gender*» die Relevanz von Geschlecht, denn Geschlechtszugehörigkeit und Geschlechtsidentität müssen als stete Herstellungsprozesse verstanden werden, welche anhand aller menschlichen Aktivitäten verlaufen (Gildmeister, 2020, S. 177). Conell verweist in ihrer Definition ausserdem auf die Auswirkungen der Praktiken des «*Doing gender*» auf die körperliche Erfahrung, sowie Persönlichkeit und Kultur, was sich in Maihofers Konzept von Geschlecht als Existenzweise wiederfindet.

Damit wird ersichtlich, dass Männlichkeit für die Menschen eine erlebbare und wirkmächtige Realität ist, die auf «Männer» einwirkt und an der sich «Männer» orientieren. Anders als häufig aufgefasst, ist Männlichkeit aber nichts, was ausserhalb der Geschichte existiert, sondern ist geschichtlich und kulturell geprägt und deshalb stets verschieden (Luttbach & Theunert, 2021, S. 31-35). Da Männlichkeit auch in seiner heutigen Form Einfluss auf Menschen übt, wird nachfolgend versucht die Herstellung von Männlichkeit zu beleuchten sowie zentrale Gedanken und Funktionsweisen der Männlichkeitskonstruktion und ihrer gesellschaftlichen Position zu beschreiben. Dabei wird die singuläre Männlichkeit als weisungsgebendes, hegemoniales Konzept verstanden, an welchem sich viele «Männer» mit ihrer Männlichkeit ausrichten.

3.2 Männliche Herrschaft und männlicher Habitus

Bourdieu (2020, S. 7) beschäftigt sich in seinem Buch, «Die männliche Herrschaft» mit der Frage, weshalb die bestehende, patriarchale Weltordnung meist ohne grossen Widerspruch akzeptiert wird und es nur selten zu Versuchen der Widerhandlung kommt, weshalb die bestehenden Herrschaftsverhältnisse mitsamt Privilegien und Ungerechtigkeiten scheinbar mühelos erhalten werden. Für Bourdieu (2020, S. 7-8) ist eine solche Unterwerfung nur dank einer symbolischen Gewalt möglich. Die symbolische Gewalt wird als sanfte Gewalt umschrieben, die sich in Selbstverständlichkeit, Natürlichkeit und Unbewusstem tarnt. Als Grundlage des Herrschaftsverhältnisses zeichnet Bourdieu die grundsätzliche, scheinbar in der «Natur der Dinge» liegende, Einteilung der Geschlechter in zwei aufeinander bezogenen Gruppen (Bourdieu, 2020, S. 19).

Diese Zweiteilung hat sich in den Dingen der sozialen Welt objektiviert, vor allem aber ist sie in den Körpern als Habitus inkorporiert präsent, wodurch die Welt in systematischen Schemata wahrgenommen wird, welche Denken und Handeln strukturieren (Bourdieu, S. 20). Jäger, König und Maihofer (2015, S 21) führen an, dass Bourdieu Bezugnehmend auf seine älteren Theorien den Androzentrismus als das vorherrschende Strukturprinzip benennt, welches in der Gegenwartsgesellschaft Denken, Fühlen und Handeln anleitet. Androzentrismus steht nach Jäger et al. (2015, S 21) bei Bourdieu für die patriarchale, binär-hierarchische, heteronormative Einteilung der Geschlechter. Bourdieu (2020, S. 63) zufolge ist die Struktur bei allen Menschen im Habitus als immanentes Schema vorhanden. Dadurch stimmen sich alle Mitglieder der Gesellschaft objektiv auf dieses Schema ab, weshalb die soziale Struktur als historische Transzendenz erscheint. Nach Bourdieu (2020, S. 64-66) wird männliche Herrschaft also als zeitlos und ahistorisch dargestellt und wahrgenommen, tatsächlich aber sei es eine unablässige Reproduktionsarbeit aller Beteiligten, wobei nebst einzelnen Personen, besonders auch Institutionen, Familien, Kirche, Schule und der Staat beteiligt sind.

Diese von Bourdieu beschriebene Reproduktionsarbeit erinnert an das Konzept des «*Doing gender*», welches die soziale Konstruktion von Geschlecht unterstreicht. Dies wird aber nicht sichtbar, denn Jäger et al. (2015, S 23) zufolge werden gerade über die von Bourdieu beschriebene Inkorporierung der vergeschlechtlichten Disposition die Effekte der Naturalisierung verstärkt. Dem Körper kommt also eine spezielle Rolle zu bei der Verinnerlichung des Habitus (Jäger et al., 2015, S 24). Bourdieu (2020, S. 99-100) beschreibt eine Transformation der Körper anhand verschiedener Praktiken mit dem Ergebnis eines differenzierten Habitus. Die Maskulinisierung des Männlichen benötige heute einen enormen Aufwand, indem Herrschaftsverhältnisse verkörperlicht und damit

naturalisiert werden können. So wird der Habitus als ein in den Körper inkorporiertes, gesellschaftliches, geschichtliches Produkt definiert, welches in der sozialen Praxis erworben wird und sich durch dieselbe auch verändert (Engler, 2010, S. 260).

Mit dem Konzept des Habitus schafft es Bourdieu die Dichotomie zwischen Gesellschaft und Individuum aufzubrechen, indem der Habitus das Körper gewordene Soziale beschreibt. Damit steht das Individuum nicht im Gegensatz zur Gesellschaft, sondern ist Teil davon (Engler, 2010, S. 259). Jäger et al. (2015, S 25) führen an, dass die Herausbildung des geschlechtsspezifischen Habitus bei Bourdieu ein zentraler Mechanismus der Reproduktion der männlichen Herrschaft darstelle, da sich Männlichkeit und Weiblichkeit in hierarchischer Beziehung zueinander konstruieren. Die männliche und die weibliche Position unterscheidet sich bei Bourdieu darin, dass Männlichkeit Macht- und Gewaltspiele zu lieben scheint und die dafür benötigten Denkweisen, Praxen und Gefühle entwickelt, was er unter dem Begriff der «Libido dominandi» zusammenfasst. Dem entgegengesetzt wird Weiblichkeit die Eigenschaft der Unterordnung und des Begehrens der Herrschenden zugeschrieben, was «Libido dominantis» genannt wird (Jäger et al., 2015, S 25).

Da Männlichkeit tagtäglich erworben und bewiesen werden muss, wird ihr die Aktivität zugeschrieben, während Weiblichkeit konträr dazu die Passivität zugeschrieben wird (Jäger et al., 2015, S 25-26). Während «Frauen» also lernen sich «Männern» unterzuordnen, nehmen sich Männlichkeit Platz und Freiheiten und hält diese für selbstverständlich. Diese Selbstverständlichkeit zeugt davon, dass die männliche Herrschaft als neutrale, unsichtbare Position gelesen wird, was nur dadurch möglich wird, dass die Geschlechterhierarchie als quasi- natürliche Ordnung in den Habitus eingegangen ist und dadurch die symbolische Gewalt erst ermöglicht (Waldmann, 2019, S. 136-137). Deshalb führt Bourdieu (2020, S. 19-20) an, dass die Geschlechterteilung natürlich erscheine, da sie in vielen Dingen als objektiv auftrete und auch in den Körpern sowie dem Habitus präsent sei und damit Wahrnehmung, Denken und Handeln beeinflusst. Bezugnehmend auf den Habitus schreibt Engler (2010, S. 259-260), dass nach Bourdieu die symbolische Ordnung und Klassifikationssysteme der sozialen Welt stets präsent sind, jedoch wegen des geschlechtlichen Habitus in den Alltag integrierte Herrschaftsausübung und symbolische Gewalt nicht als solche wahrgenommen werden können (Engler, 2010, S. 260-261).

Bourdieu (2020, S. 122) schreibt, dass beide Seiten den Herrschaftsverhältnissen unterliegen, denn obwohl die Herrschenden selbst von der Struktur profitieren, so werden sie dennoch von derselben Herrschaft beherrscht. Auch die Herrschenden können nur die

in den Körper eingegangenen Schemata anwenden und sind damit nicht in der Lage sich frei zu verhalten. Deshalb ist die Veränderung der Herrschaftsverhältnisse keine einfache Sache und der Gedanke, die symbolische Gewalt allein mit den Waffen des Bewusstseins und des Willens zu bekämpfen sei illusorisch, denn der beherrschte Habitus wurde zum sozialen Gesetz (Bourdieu 2020, S. 72-73).

3.3 Produktion von Männlichkeit: Die ernstesten Spiele des Wettbewerbs

Hurrelmann und Quenzel (2016, S. 26) führen an, dass besonders in der Phase der Jugend eine der vier zentralen Entwicklungsaufgaben, die der Herausbildung einer Körper- und Geschlechtsidentität ist, wozu es Akzeptanz für die Veränderungen auf physischer und psychischer Ebene benötigt. Während die emotionale Ablösung der Eltern fortschreitet, sei eine neue Aufgabe, den Aufbau von partner*innenschaftlichen Beziehungen zu gestalten (Hurrelmann & Quenzel, 2016, S. 26). Meuser (2018, S. 365) attestiert dem Jugendalter ausserdem den Charakter des Ausprobierens und Experimentierens. Passend zur Entwicklungsaufgabe der Ablösung der Eltern sieht Meuser (2018, S. 366-367) besonders die Peergroup als einen zentralen Ort der Sozialisation an. Da Sozialisation im Jugendalter besonders über Selbstsozialisation stattfindet, seien die Peer-groups die Orte, wo dies geschehe. Geschlechterstereotype Reproduktion von Männlichkeit findet deshalb besonders in der männlichen Peergroup statt, während in Einzelgesprächen weniger stereotypes Verhalten möglich sei (Meuser, 2018, S. 374-375).

Die männliche Peergroup ist in der Jugend dadurch geprägt, dass sie mehrheitlich homosozial aufgestellt ist und die Interaktionen zu grossen Teilen kompetitiven Charakter besitzen (Meuser, 2018, S. 366-367). Zur Beschreibung dieser kompetitiven Interaktion männlicher Jugendlicher benutzt Meuser (2008, S. 33-34) den Term der ernstesten Spiele des Wettbewerbs, welcher von Bourdieu begründet wurde. Denn durch die Teilnahme an den ernstesten Spielen des Wettbewerbs entwickeln die Teilnehmenden den männlichen Habitus (Stuve & Debus, 2012, S. 47-48). Auch Meuser (2008, S. 33-34) zufolge ist dieser Wettbewerb in der homosozialen Peergroup ein zentrales Mittel männlicher Sozialisation, da der Wettbewerb nicht nur Feindschaft bildet, sondern im Gegenteil ein Mittel männlicher Vergemeinschaftung ist. In den ernstesten Spielen des Wettbewerbs geht es deshalb nicht darum diese zwingend zu gewinnen, als vielmehr sich diesen auszusetzen und dem Wettbewerb standhalten zu können (Meuser, 2018, S. 366-367).

Der Wettbewerb unter Jungen in der Peergroup umfasst Interaktionsformen wie scherzhaftes Beleidigen, Kompetenzvergleiche, sportliche Wettkämpfe bis hin zu ernstesten physischen Kämpfen. Sich ständig einem Wettbewerb aussetzen zu müssen, wird als stete

Anstrengung bewertet, welche unternommen wird, damit «Jungen» nicht mit Weichheit, Weiblichkeit oder Homosexualität gleichgesetzt werden (Meuser, 2018, S. 366-367).

Darin wird die zentrale Charakteristik der kulturellen Gestalt von Männlichkeit, «libido dominandi» deutlich, welche sich einerseits gegenüber Weiblichkeit, aber auch gegenüber anderen «Männern» abgrenzt. Als Beispiel dafür nennt Meuser das altertümliche Duell als Folge einer Beleidigung, wobei Leib und Leben riskiert wurden, um die männliche Ehre zu verteidigen. Auffallend ist wiederum, dass nicht alle an einem Duell teilhaben konnten, denn «Frauen» oder «niedere» (auf die soziale Stellung bezogen) «Männer» waren davon ausgeschlossen (Meuser, 2008, S. 35). Diese hier beschriebene Exklusivität respektive doppelte Relationalität von Männlichkeit in Bezug auf «Frauen» und andere «Männer» zeugt von einer klaren, gesellschaftlichen Männlichkeitslogik, welche unter dem Begriff der hegemonialen Männlichkeit zusammengefasst wird. Diese wird im anschließenden Kapitel beschrieben. Nach Stuve und Debus (2012, S. 49) wird «Mädchen» traditionell der Zugang zu den ernstesten Spielen des Wettbewerbs verwehrt, jedoch nehmen sie häufig eine Rolle ein, die als «schmeichelnde Spiegel» beschrieben wird. Damit wird gemeint, dass sie beispielsweise bewundernd zuschauen und sich häufig besonders an älteren Jungen orientieren, wodurch sie lernen sich unterzuordnen und sich damit den untergeordneten Habitus aneignen (Stuve & Debus, 2012, S.49).

Männlichkeit wird heute noch verteidigt, wenn auch nicht mehr in formellen Duellen, jedoch nach wie vor mit grosser Risikobereitschaft (Meuser, 2018, S. 366-367). Dabei wird die eigene Gesundheit spielerisch riskiert und Gewalt kann eine positive Konnotation erhalten (Meuser, 2008, S. 36-37). Gerade der Gruppendruck spielt in der Peergroup eine Rolle, denn durch risikoreiches Handeln kann Anerkennung und geschlechtlicher Status erlangt werden (Meuser, 2008, S. 37-38). Es wird erkennbar, dass Jugendliche ihre Männlichkeit im Sinne eines «*Doing gender*» täglich verteidigen müssen. Jugendliche stehen unter dem ständigen Druck ihre Männlichkeit beweisen zu müssen, weshalb Männlichkeit bei Jugendlichen fragil ist. Gleichzeitig aber bietet Männlichkeit den Jugendlichen auch eine habituelle Sicherheit, indem sie ihnen klar vorgibt, was zu tun ist, damit sie männlich sind, nämlich an den ernstesten Spielen des Wettbewerbs teilnehmen (Meuser, 2008, S. 37-38). Eine sogenannte habituelle Sicherheit entsteht also dadurch, dass sich Jugendliche klar dem männlichen Habitus zuschreiben und damit die eigene Position im Geschlechtergefüge nicht mehr hinterfragt werden kann (Meuser, 2010, S. 311-310). Laut Meuser (2008, S. 36-37) hat also die Peergroup in der Jugend eine besondere Bedeutung zur Aneignung der Strukturlogik des männlichen Habitus. Stove und Debus (2012, S. 50) attestieren, dass gerade mit der Aneignung des männlichen Habitus

häufig ein Verlust der Wahrnehmung von Gefühlen, Schwächen oder Schmerzen einhergeht, sowie die Sensibilität, um die eigenen Grenzen, aber auch die Grenzen anderer wahrnehmen zu können. Diese und weitere Verluste aufgrund der Aneignung des männlichen Habitus, erhöhen die Wahrscheinlichkeit von Gewalttätigkeit (Stove & Debus, 2012, S. 50).

Da die ernstesten Spiele des Wettbewerbs in verschiedensten sozialen Feldern und Milieus vorzufinden sind, gibt es eine enorme Bandbreite an Formen des Wettbewerbs, welche bei Wortgefechten beginnen und bei illegalen Gewalthandlungen enden (Meuser, S. 37-38). Gerade die Gewaltanwendungen sind Teil vieler unterschiedlicher männlicher Gemeinschaften, wobei es stets darum geht «seinen Mann zu stehen». Diese Logik, welche zur Anerkennung von Männlichkeit führt, ist die gemeinsame Strukturlogik aller dieser Wettbewerbe und ist zudem mit Initiationsritualen aus alten Stammeskulturen vergleichbar, in welchen die Männlichkeit mit Eintritt ins Erwachsenenleben bewiesen werden musste (Meuser, 2008, S. 39-40). Gemeinsam ist allen Orten des homosozialen Wettbewerbes, dass es sich um kompetitiv strukturierte, soziale Orte handelt, wo «Männer» Gemeinsamkeiten, aber auch Hierarchien herstellen (Meuser, 2008, S. 42). Gerade diese Verwobenheit von Wettbewerb und Solidarität sieht Meuser (2008, S. 43) als generatives Prinzip des männlichen Habitus. Diese Verbindung von Wettkampf und Solidarität schafft Meuser zufolge also den männlichen Habitus und erstellt damit Männlichkeit. Zusammenfassend und vereinfacht kann gesagt werden, dass Jugendliche in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs Männlichkeit erlernen und herstellen. Dadurch wird der männliche Habitus angeeignet und produziert.

Auch wenn die Spiele des ernstesten Wettbewerbs besonders auf die Zeit der Adoleszenz begrenzt sind, so werden sie dennoch später und an neuen Orten weitergeführt, wie im Beruf oder der Politik, wo allerdings nach dortigen Regeln gespielt wird (Meuser, 2008, S. 41-42). Zentral erscheint, dass viele Männer nicht nur gelernt haben sich dem Wettbewerb auszusetzen, sondern auch diesen zu lieben, worin Meuser (2008, S. 41-42) mitunter einen Grund für die grosse Mehrzahl an Männern in Spitzen-Management Positionen sieht. Ebenso wie die Spiele weiterhin von Bedeutung bleiben, so bleibt auch die homosoziale Gemeinschaft von «Männern» zentral, indem sie nach Meuser (2010, S. 314) zweierlei leistet. Einerseits können sich «Männer» gegenseitig ihre Ansichten und Berechtigungen der Ansprüche normalisieren, andererseits vermehre die Mitgliedschaft in der Gruppe das soziale Kapital (Meuser, 2010, S. 314). Bereits aufgekommen aber nicht weiter ausgeführt wurde der Begriff der hegemonialen Männlichkeit.

3.4 Hegemoniale Männlichkeit

Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit wurde durch die australische Soziologin Raewyn Conell im Jahre 1985 in den Diskurs eingebracht. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit wurde regelrecht zum Trendsetter der Gender Studies und übte dadurch einen sehr grossen Einfluss aus (Dinges, 2005, S. 7). Die zentralen Gedanken, welche in der Theorie der hegemonialen Männlichkeit zur Sprache kommen, sind nach Prattes (2011, S. 41-46), dass Männlichkeiten historischen Veränderungen unterliegen und hierarchisch geordnet sind, weshalb sie in dynamischen Beziehungen zueinander stehen. Bei Conells Betrachtung der hierarchischen Beziehungen fällt auf, dass diese, ähnlich wie bei Bourdieu respektive von Meuser weitergeführt, eine doppelte Relationalität besitzen, also sich einerseits gegenüber «Frauen» überlegen versteht und sich andererseits durch Abgrenzung zu anderen «Männern» prägt (Stove & Debus 2012, S. 52).

Conell wollte mit ihrer Theorie der hegemonialen Männlichkeit über die allgemein bekannten und bereits untersuchten Differenzlinien hinaus gehen. Sie schrieb, dass die Verbindung von Geschlecht mit weiteren Differenzlinien wie *race* oder Klasse immer populärer wurde, was gut sei, jedoch erweckt diese Sichtweise bei kritischer Betrachtung den Schein, es gäbe jeweils nur eine Schwarze Männlichkeit oder eine Arbeiter-Männlichkeit (Conell, 2015, S. 129–131). Von der Erkenntnis ausgehend, dass bei der Betrachtung verstärkt auch auf die Mechanismen innerhalb einer Gruppe respektive eines Milieus zu achten sei, fordert Conell (2015, S. 130), dass besonders die Beziehungen zwischen Männlichkeiten untersucht werden sollen. Dafür benutzt Conell das Konzept der Hegemonie, welches Antonio Gramsci zur Untersuchung von Klassenbeziehungen entwarf (Conell, 2015, S.130).

Conell (2015, S. 130–135) liefert zur Untersuchung der männlichen Binnenverhältnisse praktische Analyseinstrumente respektive vier zentrale Aspekte zur Verortung von verschiedenen männlichen Positionen. Hegemonie stellt den ersten Aspekt dar und beschreibt die gesellschaftliche Dynamik, anhand derer eine Gruppe sich über andere Gruppen erhebt, also eine höhere Stellung einnimmt und diese aufrechterhält. Hegemoniale Männlichkeit ist also die vorherrschende Männlichkeitsform. Eine zentrale Aussage von Conell (2015, S. 130-131) ist, dass immer eine bestimmte Form von Männlichkeit in Abgrenzung zu anderen kulturell herausgehoben wird. Auf die Frage welche Form von Männlichkeit hegemonial ist, liefert Conell (2015) folgende Antwort: «Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen

gewährleistet (oder gewährleisten soll).» (S. 130). Es geht also bei hegemonialer Männlichkeit um den Erhalt der dominanten Stellung von «Männern». Conell (2015, S. 130-131) betont hierbei ausserdem den dynamischen Charakter der Hegemonie und führt an, dass sich die derzeit akzeptierte Strategie verändert, sobald sich die Bedingungen zur Verteidigung des Patriarchats verändern. In diesem Fall können neue Gruppen Altes in Frage stellen und eine neue Hegemonie herstellen. So stellen Krisen der Machtbeziehungen Momente dar, in welchen die hegemoniale Männlichkeit gefährdet wird und sich Veränderung einstellen kann (Conell, 2015, S. 146-147).

Stove und Debus (2012, S. 52) verstehen unter der hegemonialen Männlichkeit die Position, welche am meisten Macht gegenüber «Frauen» und anderen «Männern» besitzt. Zudem werde diese Macht als legitim oder verdient betrachtet. Deshalb umschreiben Stove und Debus (2012, S. 52) eine aktuelle, auf Deutschland bezogene, hegemoniale Männlichkeit als in hohem Masse leistungsfähig und -bereit, belastbar, sowie entscheidungs- und durchsetzungsfähig. Ausserdem biete die hegemoniale Männlichkeit nur wenig Angriffsfläche für Kritik, weshalb sich die hegemoniale Position heute besonders durch Charme, Eloquenz, Ironie und Effizienz auszeichne. Baur und Luedtke (2008, S. 10-11) konstatieren, dass Männlichkeitsvorstellungen historisch, regional, schicht- und milieuspezifisch sehr unterschiedlich ausgeprägt sind, weshalb es keinen einheitlichen hegemonial-Typ gebe. Zentral erscheint jedoch, dass die hegemoniale Gruppe darüber entscheiden kann, wer Macht und Ansehen in einer Gesellschaft hat (Baur & Luedtke, 2008, S. 10-11).

Die zweite Männlichkeitsposition stellt die der Unterordnung dar (Conell, 2015, S. 131-132). Anders als die Hegemonie, welche sich auf kulturelle Dominanz in der Gesellschaft insgesamt bezieht, wird bei der Unterordnung auf die Dominanz respektive die Unterordnung zwischen Männergruppen geachtet. Nach Conell (2015, S. 131-132) ist die aktuell wichtigste Dominanz die von heterosexuellen Männern respektive die Unterordnung von homosexuellen Männern. Diese Unterordnung zeige sich an handfesten Unterdrückungspraktiken, welche politischen und kulturellen Ausschluss, staatliche Gewalt und Gewalt auf den Strassen, sowie wirtschaftliche Diskriminierung und Boykottierung der Person umfassen (Conell, 2015, S. 132). Dadurch befinden sich homosexuelle Männlichkeiten am untersten Ende der männlichen Geschlechterhierarchie, weshalb alles, was die patriarchale Männlichkeitsideologie ausschliesse, dem Schwulsein angehängt wird (Conell, 2015, S. 132). Stove und Debus (2012, S. 53) konstatieren, dass als schwul «beschimpft» zu werden deshalb einer der schlimmsten Angriffe auf Männlichkeit darstellt, da heterosexuelle Attraktivität eine Kernanforderung an Männlichkeit darstellt.

Conell (2015, S. 132) zufolge ist schwule Männlichkeit aber nicht die einzige untergeordnete Männlichkeit, denn auch heterosexuelle Männlichkeit kann untergeordnet werden. Zur Unterordnung dieser heterosexuellen Männlichkeiten gibt es ein breites Vokabular an Schimpfwörtern wie «Schwächling», «Schlappschwanz», «Muttersöhnchen», «Feigling», «Hosenscheisser» und viele weitere (Conell, 2015, S. 132). Stove und Debus (2012, S. 54) ergänzen, dass diese Unterordnung besonders in der Jugend Praktiken wie körperliche, psychische oder gar sexualisierte Gewaltausübungen mit sich bringe.

Der dritte Aspekt umschreibt die Komplizenschaft (Conell, 2015, S. 133). Obwohl nur sehr wenige «Männer» die normativen Ansprüche von hegemonialer Männlichkeit erfüllen, profitiert dennoch die grosse Mehrzahl von «Männern» von der vorherrschenden Norm. Diese «Männer» profitieren also von der sogenannten patriarchalen Dividende (Conell, 2015, S. 133). Mit der hegemonialen Männlichkeit in Komplizenschaft stehende «Männer» sind jene, welche die patriarchale Dividende erhalten, jedoch nicht an vorderster Front im Kampf für das Patriarchat stehen und deshalb nicht die damit verbundenen Risiken eingehen (Conell, 2015, S. 133).

Den vierten und letzten Aspekt zur Analyse von Männlichkeiten stellt bei Conell (2015, S. 133-135) die Marginalisierung dar. Dieser Aspekt wird dazu verwendet, um die Beziehungsstrukturen von Männlichkeiten dominanter zu Männlichkeiten untergeordneter Klassen, ethnischen Gruppen oder anderen Differenzkategorien zu beschreiben (Conell, 2015, S. 133-135). Stove und Debus (2012, S. 54) führen an, dass marginalisierte Männlichkeiten dadurch definiert werden können, dass sie nur erschwerten Zugang zu einer hegemonialen Männlichkeitsposition erlangen können. Conell (2015, S. 135) fügt zudem an, dass es auch innerhalb untergeordneter Männlichkeiten zu Marginalisierungen kommen kann. Ebenfalls schreiben Stove und Debus (2012, S. 54), dass auch marginalisierte Männlichkeiten komplizenhaft oder untergeordnet sein können. Deshalb sind sie der Ansicht, dass die genaue Beziehung der marginalisierten Männlichkeit zu den anderen drei Männlichkeitspositionen genauer geklärt und untersucht werden müsste. In Abbildung 1 zu sehen ist die hierarchische Darstellung der beschriebenen Männlichkeitspositionen, welche von «Männern» eingenommen werden.

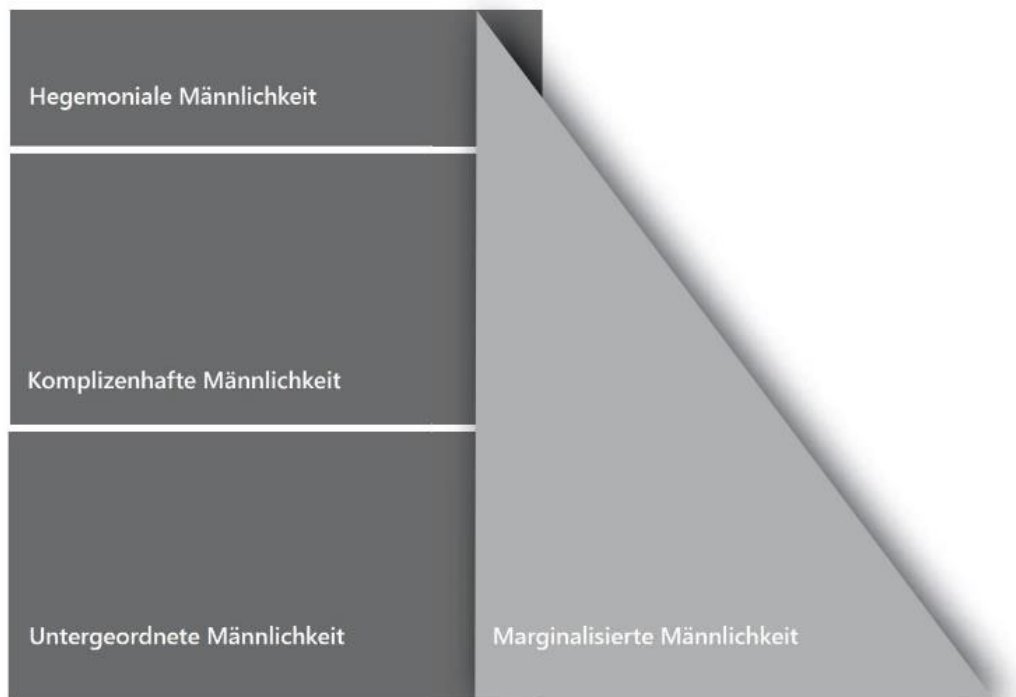


Abbildung 1: Positionen in Männlichkeitsdynamiken

Quelle: Stove & Debus, 2012, S. 55

3.5 (Ein-)Ordnung der Ergebnisse

Wie in der Einleitung dieses Kapitels zu lesen, wird Männlichkeit als soziale Konstruktion (Baur & Luettke, 2008, S. 7-30) und als Position im Geschlechterverhältnis (Conell, 2015, S. 124) verstanden. Mit Bourdieus Theorie wurde die gesellschaftliche Bedeutung von Männlichkeit aufgezeigt, welche zu einer klaren, an der Geschlechterlinie orientierten Trennung beiträgt. Dazu wurde das Habitus-Konzept vorgestellt, welches Menschen veranlasst, vergeschlechtlichte Leben zu führen und damit die Herrschaftsstruktur zu erhalten und zu reproduzieren, ohne dies zu bemerken (Bourdieu, 2020, S. 7-90). Der männliche Habitus als Struktur generierendes Prinzip wird ganz besonders in der jugendlichen, homosozialen Peergroup gebildet, in den ersten Spielen des Wettbewerbs. Dieser Wettbewerb ist einerseits durch Konkurrenzkämpfe und Abgrenzung geprägt, schafft gleichzeitig aber auch Gemeinschaft, was als zentrale Charakteristik von Männlichkeit gilt und auch doppelte Relationalität genannt wird (Meuser, 2008, S. 33-44). Mit Conell (2015, S. 129-135) konnten verschiedene Männlichkeitspositionen verortet und besonders auch die homosoziale Unterordnung, Marginalisierung und Komplizenschaft beleuchtet werden. In diesen Ausführungen wurde ersichtlich, wie sich Männlichkeit gesellschaftlich erzeugt und auswirkt. Deshalb ist das Konzept der Männlichkeit etwas, mit dem männlich gelesene Personen in unserer Gesellschaft in Berührung kommen, egal ob sie dies möchten oder nicht.

4 Häusliche Gewalt und Männlichkeit

In diesem Kapitel geht es darum, das Phänomen der häuslichen Gewalt zu betrachten und dieses in das Geschlechterverhältnis zu setzen respektive der Frage nachzugehen, welche Rolle der Männlichkeit dabei zukommt. Dabei soll der Frage nachgegangen werden, inwiefern es geschlechtsspezifische Betroffenheiten oder geschlechtsspezifische Ausübungen gibt. Die gewonnenen Erkenntnisse werden in den Kontext der Männlichkeitskonstruktion gesetzt, damit untersucht und bewertet. Dabei wird männliche Täterschaft als auch Opferschaft beleuchtet und der Gewaltdiskurs insgesamt thematisiert.

4.1 Häusliche Gewalt

Der Begriff häusliche Gewalt kommt aus der angloamerikanischen Forschung («*Domestic Violence*») und bezog sich lange Zeit besonders auf Gewalt gegen Frauen in heterosexuellen Paarbeziehungen, wird heute aber umfassender benutzt (Müller & Schröttle, 2012, S. 668). Was also unter häuslicher Gewalt verstanden wird, ist deshalb orts-, zeit- und kontextabhängig. So schreibt auch Nef (2020, S. 80) als Einführung in die Thematik der häuslichen Gewalt, dass der Grenzwert, ab wann von Gewalt gesprochen werde, historischem und kulturellem Wandel unterliege. Eine heute in Europa breit anerkannte Definition findet sich in der Istanbul-Konvention. Diese ist auf staatlicher Ebene anerkannt, da die Schweiz dem Abkommen der Istanbul-Konvention im Jahre 2018 beigetreten ist. In Artikel 3 Ziff. b. der Istanbul Konvention wird häusliche Gewalt folgendermassen definiert:

«Im Sinne des Übereinkommens bezeichnet der Begriff «häusliche Gewalt» alle Handlungen körperlicher, sexueller, psychischer oder wirtschaftlicher Gewalt, die innerhalb der Familie oder des Haushalts oder zwischen früheren oder derzeitigen Eheleuten oder Partnerinnen beziehungsweise Partnern vorkommen, unabhängig davon, ob der Täter beziehungsweise die Täterin denselben Wohnsitz wie das Opfer hat oder hatte;»¹.

Diese Definition ist sehr umfassend formuliert und beinhaltet insbesondere, dass häusliche Gewalt in verschiedenen Beziehungskonstellationen vorkommen kann und Menschen unabhängig des Geschlechts Opfer häuslicher Gewalt werden können. Henschel (2020, S. 135-136) führt an, dass häusliche Gewalt und Gewalt an Frauen Schlüsselthemen der Frauenbewegung darstellen, weshalb in den 70er Jahren begonnen wurde

¹ Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt vom 11. Mai 2011, 0.311.35

immer mehr Unterstützungsmassnahmen für «Frauen» und Kinder zu initiieren. Eine wichtige Rolle spielten dabei auch neue Gesetzgebungen und internationale Konventionen (Henschel, 2020, S. 135-136). Während Gewalt an «Frauen» früher Privatsache war, ist sie heute ein soziales Problem und wird als Menschenrechtsverletzung gewertet, weshalb deren Abbau und Auflösung Aufgabe des Staates ist (Schröttle, 2019, S. 834). Laut dem Eidgenössischen Büro für Gleichstellung (EBG, 2020b, S. 3) waren Delikte häuslicher Gewalt in der Schweiz vor 2004 als Antragsdelikte konzipiert und sind seit 2004, respektive 2007, Offizialdelikte. Deshalb werden sie von Amtes wegen verfolgt, ohne dass Opfer Strafanzeige einreichen müssen (EBG, 2020b, S. 3). Gewalthandlungen, welche von Amtes wegen verfolgt werden, sind in der Schweiz:

- Einfache Körperverletzung (Art. 123 Ziff. 2 Abs. 1 und 4–6 StGB)
- Wiederholte Tötlichkeiten (Art. 126 Abs. 2 Bst. b, b^{bis} und c StGB)
- Drohung (Art. 180 Abs. 2 StGB)
- Sexuelle Nötigung (Art. 189 StGB)
- Vergewaltigung (Art. 190 StGB)

Da also häusliche Gewalt eine Menschenrechtsverletzung darstellt, ist auch die Schweiz vertraglich verpflichtet, Bürger*innen zu schützen und ihnen Zugang zu ihren Rechten und deren Ausübung zu garantieren. Ein Beispiel dafür wäre, ausreichende Informations- und Unterstützungsangebote für Opfer häuslicher Gewalt bereit zu stellen (EBG, 2020c, S. 6).

4.1.1 Zahlen zu häuslicher Gewalt und Gewalt im Geschlechterverhältnis

Das tatsächliche Ausmass häuslicher Gewalt ist unbekannt, da Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierte Gewalt nach wie vor stark tabuisiert werden (Schröttle, 2019, S. 835). Damit möglichst umfassende Zahlen erfasst werden, wird einerseits das Hellfeld anhand von Polizeistatistiken erfasst und andererseits versucht, das sogenannte Dunkelfeld anhand von Prävalenzstudien zu beleuchten. Diese sind in der Schweiz allerdings wenig aussagekräftig, weshalb Dunkelfeldforschungen aus dem gesamten deutschsprachigen Raum beigezogen werden.

Das EBG (2020a, S. 4-5) führt an, dass 2019 in der Schweiz 19'669 Straftaten im Bereich der häuslichen Gewalt bei der Polizei registriert wurden. Das sind gegen 40 Prozent aller polizeilich registrierten Straftaten. Die häufigsten Delikte waren Tötlichkeiten (6379 Fälle), Drohungen (4314 Fälle) sowie einfache Körperverletzung (2035 Fälle). 2019 gab es 79 versuchte oder vollendete Tötungen, wobei die vollendeten Tötungsdelikte im Zusammenhang mit häuslicher Gewalt schweizweit einen Prozentanteil von 63 Prozent

aller Tötungen ausmachen. Dazu kommt, dass Tötungsdelikte im häuslichen Kontext doppelt so häufig tödlich enden, als solche im ausserhäuslichen Kontext. Laut EBG (2020a, S. 4-5) findet der Grossteil häuslicher Gewalt in heterosexuellen Partner*innenschaften statt, wobei gleichgeschlechtliche Partner*innenschaftsgewalt weniger als ein Prozent ausmacht. Besonders betroffen von häuslicher Gewalt sind «Frauen» mit 71,9 Prozent. Der Prozentanteil von betroffenen «Frauen» fällt bei heterosexueller Paargewalt jedoch deutlich höher aus mit 76.1 Prozent bei bestehender und 78,7 Prozent bei ehemaliger Beziehung. «Frauen» sind insbesondere stärker von massiver Gewalt bedroht; sie werden viermal häufiger Opfer versuchter oder vollendeter Tötung als «Männer», wobei der Anteil getöteter «Frauen» gar siebenmal höher ist (EBG, 2020a, S. 4-5). Vermehrt wird gefordert, diese Morde Femizide zu nennen, um damit die strukturelle Diskriminierung, welche den Taten zugrunde liegt, zu benennen und die Tötungen nicht länger als Privatsache oder Beziehungsdrama zu betiteln (Stop Femizid, 2021).

Auf der Gegenseite werden «Männer» deutlich häufiger Täter häuslicher Gewalt mit einem Anteil von 75,2 Prozent, wobei auch hier der Prozentanteil der Paargewalt höher ausfällt mit 77,1 Prozent in bestehenden und 79,2 Prozent in beendeten Partner*innenschaften (EBG, 2020a, S. 4-5). Diese polizeilichen Statistiken liefern bereits eine erste Übersicht der vorherrschenden Geschlechterunterschiede bei häuslicher Gewalt. Da jedoch polizeiliche Kriminalstatistiken nicht als realistische Verteilung zur Betrachtung der geschlechtsspezifischen Verteilung von häuslicher Gewalt gesehen werden können, müssen Dunkelfelddaten anhand repräsentativer Stichproben betrachtet werden (Müller & Schröttle, 2012, S. 674-675).

Müller und Schröttle (2012, S. 675-677) kamen in ihrer Lebensprävalenzstudie zu Gewalt an «Frauen» in Deutschland zum Resultat, dass 40 Prozent der Befragten körperliche und/oder sexualisierte Gewalt nach dem 16. Lebensjahr erfahren haben. Bei einer restriktiven, also stark eingrenzenden Definition von sexualisierter Gewalt erfährt jede siebte «Frau» sexualisierte Gewalt nach dem 16. Lebensjahr. In Bezug auf häusliche Gewalt ist dies insofern relevant, als dass die Studie auch zum dem Ergebnis kommt, dass besonders körperliche und sexualisierte Gewalt meist im häuslichen Bereich geschieht. Laut den Autorinnen erlebe jede vierte «Frau» körperliche oder sexualisierte Übergriffe in der Paarbeziehung. Bei Betrachtung der Tatpersonen führen Müller und Schröttle (2012, S. 675-677) an, dass von den genannten Tatpersonen die Mehrzahl männlich ist, wobei besonders die Zahl der männlichen Tatpersonen bei sexualisierter Gewalt mit 99 Prozent heraussticht. Müller und Schröttle (2012, S. 677) zufolge sind diese Werte im europäischen Vergleich nicht abweichend.

Während in der Dunkelfeldstudie von Müller und Schröttle (2012) nur «Frauen» befragt wurden, ist die von Kapella et al. (2011) in Österreich durchgeführte Studie zu «Gewalt in der Familie und im nahen sozialen Umfeld» insofern umfassender, als dass auch «Männer» befragt wurden, was einen geschlechtsspezifischen Vergleich ermöglicht. Wenn allgemeine Gewalterfahrungen unabhängig des Kontexts betrachtet werden, so fällt auf, dass Gewalt stark verbreitet ist und unter allen Geschlechtern auftritt (Kapella et al., 2011, S. 58-61). Der deutlichste Unterschied in Bezug auf Geschlecht wird auch hier bei der sexualisierten Gewalt sichtbar, von welcher 29,5 Prozent der «Frauen» und 8,8 Prozent der «Männer» betroffen sind. Ein weiterer auffälliger Unterschied stellt die Betroffenheit im Erleben mehrerer Gewaltformen dar. 20,7 Prozent der «Frauen» gaben an, alle Gewaltformen erlebt zu haben, während nur 5,5 Prozent der «Männer» diese Angabe machten (Kapella et al., 2011, S. 58-61).

In Bezug auf die Tatorte führen Kapella et al. (2011, S. 61-81) an, dass «Männer» körperliche Gewalt am häufigsten im öffentlichen Raum erleben, «Frauen» dagegen körperliche, wie auch sexualisierte Gewalt mehr im engen sozialen Nahraum erfahren. Werden die Tatpersonen betrachtet, kommen Kapella et al. (2011, S. 136-147) zu den Ergebnissen, dass «Frauen» psychische und physische Gewalt vor allem durch Ex-Partner, Partner, Bekannte und Freunde erfahren, während bei «Männern» Gewalt mehr von männlichen Bekannten und Unbekannten ausgeht. In Bezug auf sexualisierte Gewalt fiel auf, dass ein Grossteil der sexualisierten Gewalt einmalig war und von männlichen Fern- oder Unbekannten ausging. Dagegen ist sexualisierte Gewalt in der Partner*innenschaft meist wiederkehrend, wobei am häufigsten zehn oder mehr Ereignisse angegeben wurden (Kapella et al., 2011, S. 136-147). Bezugnehmend auf diese Ergebnisse führen Kapella et al. (2011, S. 147) an, dass Gewalt in bestehenden Beziehungen stärker tabuisiert wird, was womöglich zu einer Verdunkelung des Dunkelfelds führen könnte.

Diese Zahlen aus Österreich beziehen sich zwar nicht nur auf den Bereich der häuslichen Gewalt, es werden jedoch geschlechtliche Unterschiede bei der Betrachtung von Gewaltform und Tatort ersichtlich. Das EBG (2020d, S. 1-5) bestätigt, dass «Frauen» Gewalt vor allem Zuhause erleben, während «Männer» eher im öffentlichen Raum Gewalt erfahren. Auch Müller und Schröttle (2012, S. 669) bestätigen, dass «Männer» Opfer schwerer Gewalt überwiegend durch andere «Männer» und im öffentlichen Raum werden und in Bezug auf die Täterschaft führen sie an, dass auch in der Paargewalt überwiegend oft «Männer» Gewalt ausüben. Das EBG (2020d, S. 1-5) ergänzt, dass es zudem Unterschiede in den Gewaltausmassen gibt, denn es stimmt, dass auch «Männern» häusliche Gewalt widerfährt, jedoch erfahren sie tendenziell leichtere Formen

körperlicher Gewalt. «Frauen» dagegen erleben eher schwerere und sich wiederholende Gewalt (EBG, 2020d, S. 1-5).

Bei Betrachtung der Gewalt im Geschlechterverhältnis kommt auch die World Health Organization (WHO) (2005, S. 22) zu einem klaren Fazit, dass Gewalt an «Frauen» weit verbreitet ist und schwerwiegende Auswirkungen auf die Gesundheit und das Wohlbefinden von «Frauen» hat. Dennoch wurde bisher kein anderes Thema der öffentlichen Gesundheit so lange ignoriert und so wenig verstanden wie dieses. Durch häusliche Gewalt entstehen enorme Kosten für die Individuen, das Gesundheitssystem und die Gesellschaft im Allgemeinen, weshalb es dringenden Handlungsbedarf gibt (WHO, 2005, S. 22).

4.1.2 Gewalt und Geschlecht

Aufgrund der angeführten Unterschiede in Bezug auf Geschlecht und Gewalt wird nachvollziehbar, weshalb Interventionssysteme bisher meist geschlechtsspezifisch arbeiten, es also beispielsweise Frauenhäuser oder Täterberatungsstellen gibt. Unabhängig der Tatsache, dass «Männer» überwiegend Gewalt ausüben und «Frauen» überwiegend schwere und wiederholende Gewalt erfahren, ist die Perspektive, dass auch «Männer» Opfer von Gewalt sind, wichtig mitzudenken. So führt Schröttle (2010, S.142) an, dass es viele gute Gründe dafür gebe, geschlechterpolarisierende Sichtweisen zu überwinden. Sie führt an, dass Geschlechterpolarisierung nicht der empirischen Realität entspreche und es besonders aus menschenrechtlicher Perspektive problematisch sei, gewissen Menschengruppen Opfererfahrungen abzusprechen. Döge (2013, S. 21-35) schreibt, dass manche Forschungen über Gewalt an «Frauen» das Bild der Geschlechter verzerren würden und hat den Standpunkt, dass die dichotome Unterscheidung von «Männern» als Tätern und «Frauen» als Opfer zu kurz greife. Diese geschlechtliche Gegenüberstellung von «Mann» und «Frau» in Bezug auf Gewalt stelle, so Döge (2013, S. 155), eine unzulässige Vereinfachung des Zusammenhangs von Geschlecht und Gewalt dar. Auch Lenz und Kapella (2012, S. 309-310) problematisieren den Umstand, dass obwohl auch «Männer» Gewalt erfahren und je nach Gewaltdefinition auf Opferseite gar überrepräsentiert sind, der Diskurs über Gewalt diese Tatsache nicht wahrnehme oder verkürzt darstelle. Deshalb müsse nach Bereswill (2011, S. 203) die enge Verknüpfung von Männlichkeit und Gewalt in der Gewaltforschung hinterfragt werden, da Gewalt kein Geschlecht habe, sondern vergeschlechtlicht werde.

Bei angebrachter Kritik geht es auf keinen Fall um die Opferabsprache von «Frauen», da die Zahlen sehr klar zeigen, dass «Frauen» viel stärker von häuslicher Gewalt

betroffen sind. Es geht vielmehr darum, auf die Existenz männlicher Opfererfahrung sowie die Bedeutung verkürzter Diskurse hinzuweisen respektive differenzierte Betrachtungen und Analysen zu Geschlechtlichkeit einzufordern, ohne die verschiedenen Opfererfahrungen zu werten.

4.2 Männlichkeit im Gewaltdiskurs

Geschlechterkritische Gewaltforschung existiert seit den 1970er Jahren und hat sich seither in enger Zusammenarbeit mit Praxis und Politik entwickelt (Schröttle, 2019, S. 834). Während sich diese Gewaltforschung vor allem auf Gewalt an «Frauen» in heterosexuellen Paarbeziehungen bezog, wird heute begonnen, Gewalterfahrungen weiterer Gruppen zu erforschen, wobei beispielsweise Gewalt an Kindern oder auch an «Männern» thematisch aufgegriffen werden (Müller & Schröttle, 2012, S. 668). Schröttle (2019, S. 841) führt an, dass umfassende Untersuchungen zu Gewalterfahrungen verschiedener Subgruppen wie Lesben, Schwule, sowie Inter*-Personen oder Menschen mit Migrationshintergrund ausstehend seien, während Gewalt an «Frauen» bereits gut erforscht sei. Dass Gewalt an «Frauen» inzwischen gut erforscht ist, ergibt insofern Sinn, als dass Gewalt an «Frauen» ein Schlüsselthema der Frauenbewegung darstellt (Henschel, 2020, S. 136). Henschel (2020, S. 134) benennt häusliche Gewalt als strukturellen Ausdruck asymmetrischer Geschlechterverhältnisse. «Frauen» werden also strukturell benachteiligt, während «Männer» in höhere Rangordnungen kommen, was Gewalt an «Frauen» begünstigt oder gar verursacht. Dies war, so Henschel (2020, S. 134), die Sichtweise auf Gewalt der beginnenden Gewaltdebatte, die sich erst später zu öffnen begann und auch «Männern» Opfererfahrungen zusprach. Auch Lenz und Kapella (2012, S. 310-311) zufolge stand in der gesellschaftlichen Diskussion wie auch in der Gewaltforschung der letzten vierzig Jahre vor allem diejenige Konstellation im Vordergrund, in der «Frauen» Gewalt durch «Männer» erleben. Als Folge dieses Diskurses blieben männliche Opfer als soziales Problem weitgehend unbeachtet und die Schutzwürdigkeit von «Männern» ignoriert.

Dieser einseitige Diskurs, so Lenz und Kapella (2012, S. 311-312), habe nicht zuletzt den Zweck, einen machtzentrierten Geschlechterdiskurs zu führen, der schlussendlich die Strukturen der hegemonialen Männlichkeit in der Gesellschaft aufrechterhalte. So wird «Männern» einerseits gesellschaftlich ihre Verletzbarkeit nicht zugestanden, andererseits gestehen sich «Männer» ihre Verletzbarkeit häufig selbst nicht ein. Als Grund dafür sehen Lenz und Kapella (2012, S. 311) die herrschende Geschlechterordnung, welche anhand von zuschreibenden Geschlechtsmerkmalen «Frauen» eher Schutzbedürfnis und «Männern» Aggression und Gewalttätigkeit zuschreiben. Die

vorherrschenden Männlichkeitskonzepte, welche «Männer» als verletzungsresistent darstellen, verursachen durch die kulturelle Verwurzelung auch bei Praktiker*innen, Forscher*innen und Politiker*innen Wahrnehmungsblockaden (Lenz & Kapella, 2012, S. 311). Darin drückt sich die Wirkmächtigkeit von Geschlechterkonstruktionen wie Männlichkeit aus. Um Männlichkeit als für männliche gelesene Personen wirkmächtiges Konzept in Bezug auf Gewalt zu betrachten, wird nachfolgend männliche Täter- und Opferschaft betrachtet.

4.2.1 Männlichkeit und Täterschaft

Männliche Täterschaft ist ein eher bekanntes Thema, das auch medial breit vertreten ist, jedoch eher selten differenziert behandelt wird. Die Tatsache, dass «Männer» häufiger Täter von Gewalt, auch häuslicher Gewalt, sind, wurde mehrfach belegt. Somit wird die Frage zum Gegenstand, weshalb «Männer» eher zu Tätern werden als «Frauen». Da in dieser Arbeit «Männer» nicht als biologisch begründet verstanden werden, sondern Männlichkeit als Ergebnis eines gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses betrachtet wird, rücken die ergänzenden Fragen in den Fokus, wie Männlichkeit und Gewalt respektive wie Männlichkeit und Weiblichkeit bei geschlechtsspezifischer Gewalt zusammenhängen.

Müller und Schröttle (2012, S. 679) führen an, dass es vielfältige Erklärungsangebote für die Entstehung von Männergewalt gegen «Frauen» gebe. Eine bekannte Betrachtungsweise sieht männliche Gewalt als Teil der kulturell vorherrschenden Konstruktion der Geschlechterverhältnisse, also der männlichen Dominanz, an. Diese Betrachtungsweise wird gerade bei der Thematisierung von häuslicher Gewalt interessant, da in den traditionellen Geschlechterverhältnissen der «Mann» der «Frau» gegenüber autoritär ist und damit Gewaltausübung legitimiert wird (Müller & Schröttle, 2012, S. 679-680). Dieser Ansatz, der die kulturellen Geschlechterverhältnisse in den Fokus nimmt, ist einerseits anschlussfähig an Bourdieus Konzept der männlichen Herrschaft und der allgemeinen Überlegenheit, die Gewalthandeln legitimiert. Andererseits ist bei Bourdieu (2020) die männliche Herrschaft in den Habitus eingeschrieben und internalisiert und wirkt über die symbolische Macht, weshalb der Erhalt der männlichen Herrschaft keiner Gewaltanwendung benötigt. So schreibt auch Conell (2015, S. 136-137), dass die meisten «Männer» «Frauen» weder belästigen noch attackieren. Dennoch gibt es immer einige «Männer», die Gewalt anwenden, um ihre Dominanz zu sichern, die sie durch die patriarchale Dividende erhalten haben. Aufgrund ihres Habitus fühlen sich diese «Männer» mit ihrem Gewalthandeln im Recht, da sie sich von der Ideologie der Suprematie ermächtigt fühlen (Conell, 2015, S. 136-137). Müller und Schröttle (2012, S. 681) bestätigen die Annahme

des Einflusses von erwarteter Überlegenheit auf die Ausübung von Gewalt. Denn Gewalt werde wahrscheinlicher, wenn der «Mann» an traditionellen Geschlechtsrollenvorstellungen, also an der Überlegenheit des «Mannes», festhält, diese Überlegenheit jedoch real nicht existiert. Gründe dafür könnten beispielsweise sein, dass die «Frau» ein höheres Einkommen hat oder einen angeseheneren Beruf ausübt. So haben soziale und ökonomische Bedingungen weniger Einfluss auf die Entstehung von Paargewalt als die Machtkonstellationen respektive Machtdiskrepanzen innerhalb der Beziehung (Müller & Schröttle, 2012, S. 681). Conell (2015, S. 138) führt bezugnehmend auf die Hypothese von Gewalt als Ausdruck der strukturellen Ungleichheiten an, dass Gewalt Teil vieler Unterdrückungssysteme sei, gleichzeitig aber auch deren Grenzen aufzeige, da eine legitimierte Herrschaft diese Formen von Einschüchterungen nicht nötig hätte. Diese Aussage wird insofern interessant, da die Tatsache männlicher Gewalt in der Gesellschaft damit Beweis für die Instabilität der männlichen Herrschaft wäre.

Ein anderer Erklärungsansatz geht der Frage nach, woher männliche Abneigung gegenüber Weiblichkeit kommt, da diese Abneigung ein zentrales Strukturelement von traditioneller Männlichkeit darstellt. Diese Abneigung gegenüber Weiblichkeit, stellt Frauenfeindlichkeit dar und wird auch Misogynie genannt (Pohl, 2019, S. 3). Denn alles, was mit Weiblichkeit in Verbindung steht, wird von der traditionellen Männlichkeitslogik der Weiblichkeit oder Homosexualität zugeordnet, welche untergeordnet sind und es unter allen Umständen abzulehnen gilt (Theunert & Luterbach, 2021, S. 40). Hafner (2020, S. 74-75) konstatiert, dass sich die männliche Identität deshalb stark durch diese Abgrenzung von Weiblichkeit konstruiert. Dies werde psychoanalytisch damit begründet, dass bei «Jungen» die Abwendung der Mutter als Ort der Verbundenheit und existenzieller Abhängigkeit als zentralen Schritt hin zum eigenständigen Individuum verstanden wird. Auch Pohl (2019, S. 25-26) sieht die Abwendung des Sohnes von der Mutter als zentrales Element der «Mann»-Werdung und fügt hinzu, dass die Gefahr einer Rückkehr zur Mutter den Aufbau der Männlichkeit bedrohe. Als Antwort auf diese Bedrohung gibt und gab es in vielen Kulturen aufwändige Initiationsrituale als Geburt in der Männergruppe, die keine Weiblichkeit benötigt. Dabei wird Männlichkeit im Sinne eines «*Doing gender*» erzeugt und klar von Weiblichkeit abgegrenzt. Weiblichkeit wird dabei objektiviert, herabgesetzt, erniedrigt und als Folge davon wird dieser Prozess fester Bestandteil der männlichen Identität (Pohl, 2019, S. 20-31).

Pohl (2019) untersucht in seinem Buch «Feindbild Frau» die Zusammenhänge männlicher Gewalt und Sexualität mit der Abwehr des Weiblichen. Seine These ist, dass Weiblichkeit von «Männern» unbewusst als Bedrohung erlebt und deshalb abgewehrt wird.

Bezugnehmend auf Untersuchungen in verschiedenen ursprünglicheren Kulturen beschreibt Pohl (2019, S. 94-97), dass «Männer» aus Angst vor allem, was mit Weiblichkeit assoziiert wird, versuchen, dies abzuspalten, was aber nicht funktioniert. Gerade bei der Sexualität scheitert der Versuch, die Fixiertheit auf Weiblichkeit und den Trieb der Lust abzuschalten. Denn den Preis, den «Männer» und «Jungen» für ihre Autonomie bezahlen, ist die Aufgabe des «Liebesobjekts». Die Erreichung dieses Ziels ist allerdings unmöglich, da es dazu eine De-Humanisierung oder die Vernichtung des Objekts bräuchte. Das eigene männliche sexuelle Begehren steht also im Widerspruch zu dem männlichen Autonomiewahn, da durch die «Frau» ausgelöste Erregung einen Kontrollverlust darstellt, was wiederum die Aversion des Weiblichen als Folge des Kontrollverlusts verstärkt. Da die «Frau» als Objekt der Begierde den Kontrollverlust auslöst und damit die Illusion des männlichen Autonomiewahns aufdeckt, wird sie verantwortlich gemacht und ihr die Schuld zugewiesen (Pohl, 2019, S. 279). Diese grundsätzlich vorhandene negative Einstellung gegenüber Weiblichkeit spitzt sich in Krisensituationen schnell zu, wird zu offener Feindseligkeit und führt zu Wut, Hass oder Gewaltbereitschaft (Pohl, 2019, S. 279-280). Dieses grundsätzliche Paradox ist Pohl (2019, S. 280) zufolge nicht auflösbar, weshalb es in männlich hegemonialen Kulturen immer wieder Gewalt und Zerstörung verursacht.

Baur und Luedtke (2008, S. 9) beschreiben bezüglich der Gegenübersetzung von Männlichkeit und Weiblichkeit, dass seit dem Mittelalter Natürlichkeit mit Weiblichkeit und Kultur mit Männlichkeit gleichgesetzt wurde. Deshalb sei Kontrolle ein männliches Kernprinzip. Kontrolle einerseits über sich und seinen Körper, andererseits über das Natürliche und die soziale Umwelt, wobei beides miteinander verknüpft ist. Kontrolle und Macht werde nicht nur gegenüber «Frauen» angewendet, sondern auch gegenüber «Männern», was mit Conells Konzept der hegemonialen Männlichkeit Eingang in die Gender Studies fand. Die männliche Kontrolle respektive Macht über die soziale Umwelt, wird anhand von Körperdisziplin und Gewalt erhoben (Baur und Luedtke, 2008, S. 16).

Während vorangehende Erklärungsansätze eher die kulturelle Ebene von Männlichkeit und Gewalt thematisieren, rücken andere Ansätze die persönliche Handlungsebene stärker in den Fokus. In handlungstheoretischen Ansätzen gilt Gewalt als eine der letzten Möglichkeiten, die eigene Männlichkeit zu verteidigen respektive überhaupt handlungsfähig zu bleiben. So gilt Gewalt auch als Mittel zur Erlangung von Selbstwert sowie als Kompensation von persönlichen Kränkungen, was zur Folge hat, dass ein Mangel an Selbstwertgefühl gewaltvolles Handeln begünstigt (Ehlert, 2012, S. 90-91). Böhnisch (2018, S. 155-158) führt an, dass männliche Gewalt immer ein Kampf gegen die eigene

Hilflosigkeit und damit auch ein Kampf gegen sich selbst sei. Denn die eigene Hilflosigkeit bedrohe das männliche Innenleben, wobei «Männer», um die Bedrohung abzuwehren, eine Projektion auf «gesellschaftlich Schwächere» vollziehen, wodurch diese abgewertet, gedemütigt und Gewalt ausgesetzt werden. Böhnisch (2018, S. 156) fügt dabei an, dass nicht die «Frau» selbst abgewertet wird, sondern Weiblichkeit im Allgemeinen. Dieser Vorgang eigener emotionaler Abwehr, welcher zu Gewalt führt, kann auch als Verhinderung einer Opferwerdung verstanden werden und steht allen «Männern» als Handlungsoption zur Verfügung (Baur & Luedtke, 2008, S. 16). Gerade diese Sichtweise würde die Beobachtung erklären, dass viele Gewalttäter ihre Taten als gerechtfertigt betrachten und im Sinne einer Verteidigung die Verantwortung an die «Frau» abgeben, sich selber aber in der Opferrolle sehen (Hafner, 2020, S. 73-75).

4.2.2 Männlichkeit und Opferschaft

Wie bereits in Kapitel 4.2 besprochen, ist die Thematik um männliche Opferschaft nach wie vor unzureichend erforscht und auch gesellschaftlich wenig thematisiert. Böhnisch (2018, S. 158) zufolge ist die männliche Gewalt derart stark im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert, dass männliche Opferschaft kaum als solche wahrgenommen wird. Dazu kommt, so Ehlert (2012, S. 88), dass «Männer» Gewalterfahrungen eher für sich behalten, da es aufgrund der Männlichkeitskonstruktion entsprechende Hemmnisse gibt, denn hegemoniale Männlichkeit negiert die Verletzungsoffenheit von «Männern» (Lenz & Kapella, 2012, S. 312).

Die einseitige Sichtweise, welche «Männern» nur Täterschaft attestiert und dadurch implizit jegliche Opferschaft abspricht, reproduziert sehr stark die traditionellen Männlichkeitskonstruktionen, in welchen «Männer» als stark und unverletzlich inszeniert werden. Für Lenz und Kapella (2012, S. 311) hat dies vor allem mit der männlichen Sozialisation zu tun, welche eine Desensibilisierung für die eigene Verletzbarkeit fördere. Roig (2021, S. 46-64) beschreibt den Vorgang der traditionellen Männlichkeit kurz gesagt so, dass anhand verschiedener Praktiken versucht wird, der eigenen Menschlichkeit zu entsagen, indem keine Emotionen zugelassen werden. Diese Bewertung der traditionellen Männlichkeit wird insofern interessant, als dass Janssen (2020, S. 32) Verletzbarkeit als eine unhintergehbare Bedingung des Menschseins darstellt, weshalb die Entsagung derselben für «Männer» eine Entsagung von Menschlichkeit bedeuten würde. Aus einer sozialarbeiterischen Perspektive betrachtet ist es deshalb zentral, Männlichkeit nicht zu reproduzieren, sondern zu vervielfältigen und verschiedene Handlungsoptionen anzubieten, um «Männer» wieder mehr zu vermenschlichen.

Zu thematisieren, dass auch «Männer» verletzbar sind, ist Bereswill (2011, S. 201-202) zufolge ein wichtiges Anliegen und muss Bestandteil der Diskussion um Gewalt im Geschlechterverhältnis werden. Er führt an, dass alle Menschen über die Möglichkeiten verfügen, andere Menschen zu verletzen und von ihnen verletzt zu werden. Dazu benutzt er die von Popitz entwickelten Begriffe der Verletzungsoffenheit und Verletzungsmächtigkeit, welche stets miteinander korrespondieren. Somit wird klar, so Bereswill (2011, S. 201-203), dass «Frauen» und «Männer» nicht aufgrund ihrer Geschlechtsidentität Opfer oder Täter sind, sondern entsprechende Positionen einnehmen. Diese Positionen werden allerdings nicht willkürlich eingenommen, sondern entlang der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse, in welchen «Frauen» und «Männer» als Gruppen hierarchisch strukturiert sind, weshalb ein geschlechtlicher Umgang mit Macht und Gewalt vorgegeben wird. Allerdings führe diese Macht nicht zwingend zu mehr geschlechterspezifischer Gewalt, da sich das Machtverhältnis durch die inkorporierte Selbstunterwerfung der symbolischen Gewalt selbst erhalte (Bereswill, 2011, S. 203). Auch Janssen (2020, S. 33-38) spricht Männlichkeit Verletzungsoffenheit zu, wobei sie wie Bereswill (2011) auf die in der Gesellschaft vorherrschenden Strukturierungen verweist, die symbolische Zuschreibungen von Verletzungsoffenheit und -mächtigkeit verursachen. Jedoch sei Gewalt im Geschlechterverhältnis ein komplexes Phänomen, wobei verschiedene Differenzkategorien und Intersektionalität bei einer Betrachtung beizuziehen sind, damit die alleinige Geschlechterbewertung nicht zu kurz greife (Janssen, 2020, S. 33-38).

Die Erkenntnis, dass auch «Männer» über Verletzungsoffenheit verfügen, wird in Bezug auf die einführende Darstellung, dass Männlichkeit dazu tendiert, sich keine Verletzlichkeit einzuräumen, zentral, da ähnlich viele «Männer» Opfer von Gewalt werden und obwohl sie in Bezug auf häusliche Gewalt weniger schwere und wiederholende Gewalt erfahren, sie dennoch Opfererfahrungen machen (Janssen, 2020, S. 86-88). Die Zuschreibung dieser Opfererfahrung kann im weiteren Sinne bereits als Gewaltprävention betrachtet werden, da die Opfererfahrung für «Männer» ihre Männlichkeit bedroht und eigene Gewaltanwendung ein mögliches Mittel darstellt, um die bedrohte Männlichkeit wieder zu stabilisieren.

4.3 Differenzierende Perspektive

Männlichkeit verfügt also über weitreichende Wirkmächtigkeit in der Gesellschaft, was einerseits am Zusammenhang von Geschlecht und Gewalt respektive am Beispiel der häuslichen Gewalt und andererseits am Diskurs darüber sichtbar wird. Eine differenzierte Betrachtung der Thematik ist also nötig, um Männlichkeit zu thematisieren und

gesamtgesellschaftlich auf die Missstände von Gewalt im Geschlechterverhältnis aufmerksam zu machen sowie die patriarchalen Strukturen zu benennen und abzubauen. Zudem muss aus einer professionellen, sozialarbeiterischen Perspektive auf die Vielschichtigkeit und Komplexität von Geschlechterkonstruktionen aufmerksam gemacht werden, da einseitige Diskurse zur Reproduktion der bestehenden Geschlechterkonstruktionen beitragen und den individuellen Bedürfnissen der Adressat*innen der sozialen Arbeit nicht gerecht werden.

Gerade der von Janssen (2020, S. 33-38) geforderte Einbezug verschiedener Differenzkategorien und einer intersektionalen Sichtweise scheint wichtig, betont zu werden. Der Begriff der Intersektionalität wurde von Kimberly Crenshaw begründet und bedeutet die Überschneidung verschiedener Diskriminierungen und Diskriminierungsrealitäten (Lenz, 2010, S. 158-159). In vorangegangenem Kapitel wurde nur über die Unterscheidung zwischen «Mann» und «Frau» gesprochen. Dabei geht allerdings leicht vergessen, dass gerade nonbinäre- und trans Personen, BIPOC (Black, Indigenous and People of Color) «Frauen», oder behinderte Menschen deutlich stärker von Gewalt betroffen sind, da sie auch in der gesellschaftlichen Hierarchie tiefer gestellt sind (Czollek et al., 2019, S. 28). Die Sichtweise der Intersektionalität bietet also eine Möglichkeit, die Gleichzeitigkeit verschiedener Differenzkategorien zu betrachten und deren Zusammenwirken zu analysieren (Lenz, 2010, S. 158-159).

5 Männlichkeit, Geschlecht und Soziale Arbeit

In diesem Kapitel geht es anfangs darum, ein Verständnis für Soziale Arbeit und ihren Gegenstand herzustellen, um anschliessend die Thematik von Geschlechtlichkeit einzu- beziehen und der Frage nachzugehen, inwiefern sich Soziale Arbeit mit Geschlecht auseinandersetzen soll und muss. Darauf aufbauend werden Möglichkeiten besprochen, wie sich die Soziale Arbeit mit Geschlechtlichkeit beschäftigen kann.

5.1 Gegenstand Sozialer Arbeit

Gegenstand der Sozialen Arbeit sind soziale Probleme, wobei das Ziel verfolgt wird, diese zu mildern, zu lösen oder zu verhindern (Staub-Bernasconi, 2010, S. 271-278). Professionelle Soziale Arbeit muss ihr Handeln Staub-Bernasconi (2010, S. 275-276) zufolge stets auf wissenschaftlicher Basis und einem international geteilten Ethikkodex abstützen. Für die Schweiz gilt der von Avenir Social veröffentlichte Berufskodex der Sozialen Arbeit als handlungsleitend. Darin wird Soziale Arbeit in Ableitung der Internationalen Definition der International Federation of Social Workers (IFSW) wie folgt definiert:

- «1. Die Profession Soziale Arbeit fördert den sozialen Wandel, Problemlösungen in zwischenmenschlichen Beziehungen sowie die Ermächtigung und Befreiung von Menschen mit dem Ziel, das Wohlbefinden der einzelnen Menschen anzuheben.
2. Indem sie sich sowohl auf Theorien menschlichen Verhaltens als auch auf Theorien sozialer Systeme stützt, vermittelt Soziale Arbeit an den Orten, wo Menschen und ihre sozialen Umfelder aufeinander einwirken.
3. Für die Soziale Arbeit sind die Prinzipien der Menschenrechte und der sozialen Gerechtigkeit fundamental.» (Avenir Social, 2010, S. 8).

Leideritz (2016, S. 42) findet in dieser Definition die Begründung, Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession zu betrachten. Konkret untersucht Leideritz (2016, S. 32-65), inwiefern die Menschenrechte als normativer Bezugsrahmen für die Profession der Sozialen Arbeit fungieren können. Bezugnehmend auf die von Obrecht entwickelte Theorie der menschlichen Bedürfnisse (TmB) führt Leideritz (2016, S. 34) an, dass die Befriedigung respektive die Nichtbefriedigung menschlicher Bedürfnisse als zentrales Moment der professionellen Sozialen Arbeit funktioniert. Der Begriff der Menschenwürde schafft die Verbindung der Theorie menschlicher Bedürfnisse mit den Menschenrechten, da die Möglichkeit, ein menschenwürdiges Leben zu führen, in direkter Verbindung mit den menschlichen Bedürfnissen steht (Leideritz, 2016, S. 37). Diese Verbindung von

Bedürfnissen mit Menschenrechten ist insofern wichtig, als dass die Theorie menschlicher Bedürfnisse eine rein erklärende Theorie ist, weshalb ihr keine ethisch-normative Funktion zukommt. Die Menschenrechte decken sich grösstenteils mit den menschlichen Bedürfnissen, bezeichnen aber zusätzlich gesellschaftlich relevante Normen und üben eine Schutzfunktion aus. Daher gelten sie als wichtiger normativer als auch handlungsleitender Bezugsrahmen für die Soziale Arbeit (Leideritz, 2016, S. 38-42). Zusammengefasst kann also gesagt werden, dass sich die Profession der Sozialen Arbeit mit sozialen Problemen und somit mit der Befriedigung und Nichtbefriedigung menschlicher Bedürfnisse beschäftigt.

Obrecht und Zwicky (2011) gehen vertieft darauf ein, wie soziale Probleme aus unzureichend befriedigten persönlichen Bedürfnissen entstehen. Zur Ordnung der Bedürfnisse werden drei unterschiedliche Funktionsbereiche ausgemacht, in welche die Bedürfnisse eingeordnet werden. Es sind die Kategorien biologische Bedürfnisse, (bio)psychische Bedürfnisse und (biopsycho)soziale Bedürfnisse (Obrecht & Zwicky, 2011, S. 19). Diese verschiedenen Bedürfnisse führen bei unzureichender oder behinderter Befriedigung zu praktischen Problemen. Obrecht und Zwicky (2011, S. 25) zufolge sind soziale Probleme Teil der praktischen Probleme, wobei sie Gewalt als Problem Nummer eins anführen. Gewalt als Problem sei Ausdruck einer unzureichenden Befriedigung des Bedürfnisses nach physischer Integrität in nicht respektierenden sozialen Beziehungen. Ein weiteres von Obrecht und Zwicky (2011, S. 25) benanntes soziales Problem ist das der strukturellen Diskriminierung. Damit betonen sie die Wichtigkeit von sozialarbeiterischem Handeln entgegen diesen Problemen respektive für eine Ermöglichung der Bedürfnisbefriedigung.

5.2 Soziale Arbeit und Geschlecht

Gegenstand und Verpflichtung Sozialer Arbeit ist es, Diskriminierung zurückzuweisen, weshalb jegliche Form von Diskriminierung nicht geduldet werden kann und darf (Avenir Social, 2010, S. 9). Differenzkategorien, die zu Benachteiligung führen können, sind laut Avenir Social (2010, S. 9) Fähigkeiten, Alter, Nationalität, Kultur, soziales- oder biologisches Geschlecht, Familienstand, sozioökonomischer Status, politische Meinung, körperliche Merkmale, sexuelle Orientierung oder Religion. Czollek et al. (2019, S. 25-26) führen an, dass es bei Verwendung eines strukturellen Begriffs von Diskriminierung keine Orte oder Räume in der Gesellschaft gibt, welche von vornherein diskriminierungsfrei sind. Sie betonen damit die Bedeutung der Thematik. Strukturelle Diskriminierung ist das Ineinandergreifen von diskriminierenden Praxen auf individueller, kultureller und institutioneller Ebene (Czollek et al., 2019, S. 26). Auch Roig (2021, S. 78-81) führt an,

dass Diskriminierung strukturell geschieht. Sie führt vier verschiedene Dimensionen der Diskriminierung an: Die individuelle, institutionelle, strukturelle und historische Dimension. Da auch Geschlecht eine zentrale Strukturkategorie darstellt, werden Menschen aufgrund ihres zugewiesenen Geschlechts diskriminiert, wobei die Diskriminierung auf den verschiedenen vorgehend benannten Ebenen stattfindet. Zudem gibt es gerade bei Geschlecht verschiedene Formen der Diskriminierung; so werden Menschen aufgrund des zugewiesenen Geschlechts diskriminiert, allerdings auch aufgrund ihres sexuellen Begehrens (Czollek et al., 2019, S. 238).

Bramberger (2008, S. 1) bestätigt, dass Geschlecht ein Thema Sozialer Arbeit ist, da Menschen aufgrund ihres zugewiesenen Geschlechts benachteiligt werden, indem ihnen zum Beispiel der Zugang zu Ressourcen versperrt oder verweigert wird. Bramberger zufolge ist die Auseinandersetzung mit Gender allerdings schwierig, da die Erscheinung von Geschlecht sehr komplex und gerade für die Soziale Arbeit auf verschiedenen Ebenen bedeutsam ist. Einerseits, da die Identitätskonstruktion geschlechtlich geprägt ist, was für Adressat*innen als auch für Professionelle relevant ist, andererseits soll die Soziale Arbeit auf die gesellschaftliche Struktur von Geschlecht hinweisen, um Hierarchien zu überwinden (Bramberger, 2008, S.1). Laut Theunert und Luterbach (2021, S. 107-108) ist Geschlecht in der Gesellschaft ein so grundsätzliches Unterscheidungsmerkmal, dass unser kognitives System unbewusst darauf reagiert, weshalb soziale Stereotypisierungen nicht zu vermeiden, jedoch zu reflektieren sind. Deshalb müssen sich Fachpersonen zwingend bewusst sein, dass geschlechtsneutrales Handeln nie möglich ist (Theunert & Luterbach, 2021, S. 107-108). Auch Czollek et al. (2009, S. 43) führen an, dass es für die professionelle Soziale Arbeit notwendig sei, über Wissen und Sensibilisierung von Gender Studies, kritischer Männerforschung und Queer Studies zu verfügen.

Plösser und Sabla (2013, S. 7-9) weisen ebenfalls auf die Bedeutung von Geschlecht für die Soziale Arbeit hin, jedoch mit dem Fokus, dass gesellschaftliche Strukturen als von Geschlecht beeinflusst verstanden werden müssen. Deshalb können die Gegenstände der Sozialen Arbeit nur unter Bezug der Gendertheorien und anderen Differenzforschungen bestimmt werden. Entgegen dieser Erkenntnis scheint Gender in Wissenschaft, sozialer Praxis und Ausbildung Sozialer Arbeit nach wie vor ein Spezialthema zu sein, weshalb die Genderperspektive nur in bestimmten Problembereichen beigezogen wird. Dies ist bedauerlich, da Geschlechtertheorien und Theorien Sozialer Arbeit in grundsätzlicher Beziehung stehen und deshalb auch grundsätzlich verbunden thematisiert werden sollten (Plösser & Sabla, 2013, S. 8-9). Dass Gender in der Sozialen Arbeit

nach wie vor Spezialthema ist, bestätigen auch Böllert und Karsunky (2008, S. 9). Für sie ist es wichtig, dass Sozialarbeitende über sogenannte Genderkompetenz verfügen, welche sich aus verschiedenen Faktoren zusammensetzt und deren Erwerb ein anforderungs- und anspruchsvolles Unterfangen darstellt (Böllert & Karsunky, 2008, S. 7-9). Evident wird, dass Geschlecht in der Sozialen Arbeit auf verschiedenen Ebenen zu betrachten ist, da einerseits die gesellschaftliche Struktur durch Geschlecht geprägt ist und andererseits die professionellen Sozialarbeitenden selbst stets als geschlechtliche Subjekte handeln.

Aufgrund der Komplexität von Gender für die Soziale Arbeit fordert Bramberger (2008, S. 2-5) eine geschlechtersensible Soziale Arbeit und benennt vier, in Tabelle 1 ersichtliche, bedeutsame Handlungsebenen.

Tabelle 1. Handlungsebenen für geschlechtersensible Soziale Arbeit

Interaktive Ebene	Hier geschieht die direkte Auseinandersetzung mit Klient*innen, wobei eine geschlechterreflektierende Haltung der Sozialarbeitenden zentral ist. Erst mit dieser Haltung kann der habituell verankerten Geschlechtlichkeit der Klient*innen umfassend begegnet werden. Je nach Kontext ist es zudem sinnvoll, spezielle, genderspezifische Projekte zu gestalten.
Institutionelle (professionskritische) Ebene:	Auf der institutionellen Ebene wird die Frage gestellt, wie sich Institutionen der Sozialen Arbeit selbst mit ihrer Geschlechtlichkeit auseinandersetzen. Kann beispielsweise sensibel mit Geschlechterhierarchie umgegangen werden oder geschieht eine Reproduktion der bestehenden Gesellschaftsordnung?
Gesellschaftskritische Ebene:	Auf dieser Ebene soll die Soziale Arbeit die kollektive, hierarchische Ordnung der Geschlechter thematisieren und dabei Diskriminierung benennen. Zentral ist hierbei, dass hierarchische Ordnung als strukturelles Problem benannt wird und auf dieser Ebene versucht wird, der Ordnung entgegenzuwirken, da somit auch Lebenssituationen der Individuen verbessert werden können.
Wissenschafts- und erkenntnis-kritische Ebene:	Diese Ebene zielt auf ein kritisches Selbstverständnis Sozialer Arbeit ab. Dies wird notwendig, weil sich Soziale Arbeit als Teil der sozialen Ordnung verstehen muss und deshalb mit ihrem Wissen stets auch die bestehende Struktur reproduziert.

Quelle: Eigene Darstellung (Bramberger, 2008, S. 2-5).

Anhand dieser vier Handlungsebenen wird ersichtlich, dass sich Soziale Arbeit sehr umfassend mit Geschlechtlichkeit bei sich selbst als Profession, ihren Professionellen, den Institutionen, sowie ihren Adressat*innen, aber auch mit der Gesellschaftsstruktur insgesamt zu befassen braucht.

Um herauszufinden, wo sich die Soziale Arbeit bereits mit Geschlecht beschäftigt, betrachtet Ehlert (2012, S. 99-108) konkrete Tätigkeitsfelder der geschlechterbewussten Sozialen Arbeit. Den Ursprung findet die geschlechterbewusste Soziale Arbeit in der zweiten Frauenbewegung Ende der 1970er Jahre. Nebst der Entstehung von Frauenhäusern und Beratungseinrichtungen für «Frauen» und «Mädchen», entwickelte sich ab den 1980er Jahren ein besonderes Interesse für «Mädchen- und Jungenarbeit». Ehlert (2012, S. 104-105) zufolge hatte besonders die «Jungenarbeit» das Ziel, frühzeitig einem «*Doing gender*» pädagogisch entgegenzuwirken. Es ging also darum, mit der Arbeit zur Gleichberechtigung der Geschlechter beizutragen, wobei es zentral schien, vor allem «Jungen» neue Handlungsmöglichkeiten aufzuzeigen und diese zu fördern. Die Zukunft von «Jungen- und Mädchenarbeit» sollte Ehlert (2012, S. 105-106) zufolge sowohl geschlechtshomogen als auch heterogen gestaltet sein, da besonders die Koedukation zur Gleichberechtigung beiträgt. Damit dies möglich wird und auch, damit «Mädchen» und «Jungen» in ihren jeweiligen Bedürfnissen wahrgenommen und in ihren Entwicklungsmöglichkeiten unterstützt werden können, ist es notwendig, dass Sozialarbeiter*innen über ein hohes Reflexionsvermögen verfügen und herkömmliche Deutungsmuster von Geschlechtlichkeit erkennen können.

Während allerdings «Mädchen- und Jungenarbeit» bereits lange besteht und sich weiterentwickelt und ausdifferenziert hat, scheint die Bedeutung von Männlichkeit für die Soziale Arbeit insgesamt bislang wenig beachtet (Ehlert, 2012, S. 107). Die wenigen sozialarbeiterischen Ansätze, die es im Bereich der «Männerarbeit» gibt, konzentrieren sich auf Beratungs- und Bildungsarbeit mit dem Fokus der Täter- und Opferarbeit. Zudem sind Angebote der «Männerarbeit» meist auf den urbanen Raum konzentriert und erreichen vor allem kleine Adressatengruppen. Der Einfluss von Männlichkeit auf spezifische Belastungen und verschiedene soziale Probleme ist bislang in Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit kaum beachtet (Ehlert, 2012, S. 107). Ehlert (2012, S. 107-108) führt abschliessend an, dass erst das Bestehen einer reflexiven Grundhaltung in Bezug auf Geschlecht und verschiedene Differenzkategorien die Soziale Arbeit geschlechterbewusst und diversitätsbewusst macht. Erst wenn dies gegeben ist, wird die Soziale Arbeit der allgemeinen Definition Sozialer Arbeit gerecht.

5.3 Machtquellenanalyse

In Kapitel 5.2 wurde die Bedeutung von Geschlecht für die Soziale Arbeit beleuchtet und aufgezeigt, dass Geschlecht auf verschiedenen Ebenen wirkt sowie eine wichtige Bedeutung für die Adressat*innen der Sozialen Arbeit innehat. Da, wie bereits betont, Geschlecht wenn, dann meist als Sonderthema der Sozialen Arbeit bearbeitet wird, bleibt die Frage offen, wie mit Geschlechtlichkeit im Allgemeinen umgegangen werden kann.

Eine Möglichkeit zur grundsätzlichen Einbeziehung von Geschlechtlichkeit bietet die Betrachtung von Macht. Da Geschlecht in unserer Gesellschaft wie Bourdieu (2020) aufgezeigt hat hierarchisch geordnet ist und sich daher immer auch in Macht ausdrückt, bietet die Machtquellenanalyse von Silvia Staub-Bernasconi (2018, S. 435-454) eine interessante Betrachtungsweise für die Soziale Arbeit. Staub-Bernasconi (2018, S. 406) bewertet Macht als einen der wichtigsten Aspekte für die Theorie der Sozialen Arbeit, da Macht soziale Probleme von Individuen sozialer Systeme verursacht, illegitime Machtstruktur entsprechende soziale Regeln zur Folge hat und Macht Akteur*innen des Sozialwesens zu unreflektiertem und legitim geglaubten Handeln verleitet. Macht wird dabei nicht per se als negativ bewertet, sondern zwischen legitimer, menschengerechter Macht, sogenannter Begrenzungsmacht und illegitimer, menschenverachtender, auch Behinderungsmacht genannt, unterschieden (Staub-Bernasconi, 2018, S. 414).

Machtproblematiken führen zu Benachteiligung und Diskriminierung respektive zu Bevorzugung und Privilegierung. Gerade für die Kategorie Geschlecht, als ein dem Körper zugeschriebenes Merkmal, scheint die Untersuchung von Macht bedeutsam zu sein. Denn die scheinbar natürliche Unterscheidung zwischen «Mann» und «Frau» fungiert als bekannte Legitimationsfigur, um Körper zu kolonisieren und beispielsweise Aufgaben entsprechend zu verteilen (Staub Bernasconi, 2018, S. 415-419). Dem entgegenzuwirken erscheint nicht leicht, da sich Sozialarbeitende selbst stets in verschiedenen Machtstrukturen bewegen, was sich in der Bedeutung des Tripelmandats aufzeigt (Staub-Bernasconi, 2018, S. 427). Das Tripelmandat fordert nebst den ersten beiden Mandaten aus Hilfe und Kontrolle den Einbezug des Professionsverständnisses. Dieses ist wissenschaftlich fundiert und handelt unter Einbezug des Ethikkodex (Staub-Bernasconi, 2007, S. 7-8).

Da Macht per se ein zentrales Element Sozialer Arbeit darstellt, aber gerade auch bei der Thematisierung von Geschlecht von grosser Bedeutung ist, soll hier in kurzer Form die Machtquellenanalyse umrissen werden. Die Machtquellenanalyse untersucht, über welche unterschiedlichen Machtquellen Menschen verfügen können, um damit

situationsbedingt im Sinne des Trippelmandats zu intervenieren (Staub-Bernasconi, 2018, S. 435-454). Bei Betrachtung der unterschiedlichen Machtquellen in Tabelle 2 wird nach Staub-Bernasconi (2018, S. 436) besonders die Frage zentral, wie Personen die Machtquellen einsetzen, über die sie verfügen.

Tabelle 2. Unterschiedliche Machtquellen

Machtquelle	Machtausübung
Der Körper	Physische Ressourcenmacht: Diese umschreibt die individuellen Eigenschaften, über die ein Körper verfügt, wie Alter, physische Stärke oder Attraktivität sowie Handlungsmöglichkeiten, die mit dem Körper einhergehen (zum Beispiel Fliehen oder Hungerstreiken).
Sozioökonomische Ressourcen	Sozioökonomische Ressourcenmacht: Diese umschreibt den Einsatz von Geld, Kapital, Eigentum, Land, Rohstoffen aber auch Bildungsabschlüssen, Aufstiegschancen und Lohn.
Erkenntniskompetenzen	Artikulationsmacht: Diese umschreibt, wie gut Argumente, Forderungen oder Ansprüche in Worte gefasst werden können, was wiederum mit psychischen Eigenschaften wie Urteils-, Denk-, Wahrnehmungs- und Ausdrucksvermögen zusammenhängt.
Bedeutungssysteme und Wissen	Definitions- oder Modellmacht: Diese bezieht sich auf Wissen und Handlungswissen, welches schriftlich oder mündlich hervorgebracht werden kann. Rechtsinhalte sind dabei zentral.
Handlungskompetenzen	Personale Autorität und soziale Positionsmacht: Bei entsprechend hoher Position in einer Organisation entsteht die Möglichkeit, eine längere Befehlskette zu aktivieren. Hohe Position kann mit entsprechender Handlungskompetenz einhergehen, muss aber nicht.
Soziale Beziehungen	Informelle und formelle soziale Organisationsmacht: Formelle wie informelle soziale Mitgliedschaften wie sie in Beziehungen, Vereinen, Teams oder Organisationen bestehen, können als Machtquelle fungieren.

Quelle: Eigene Darstellung (Staub-Bernasconi, 2018, S. 435-439)

Staub-Bernasconi (2018, S. 437-438) geht davon aus, dass die Ausstattung mit verschiedenen Machtquellen sich von Mensch zu Mensch unterschiedlich gestaltet, weshalb das Erörtern von Macht im individuellen Fall sinnvoll erscheint. Bedeutende Fragen,

die im Zusammenhang mit den Machtquellen gestellt werden, sind: Ob Machtquellen für das menschliche Überleben notwendig sind, wie häufig Machtquellen vorkommen respektive wie schwer sie zu ersetzen sind, ob der Zugang zu Machtquellen kontrolliert werden kann oder ob Machtquellen sich akkumulieren lassen (Staub-Bernasconi, 2018, S. 439).

Mit Hilfe der Machtquellenanalyse kann Geschlecht auf verschiedenen Ebenen beurteilt, verortet und untersucht werden. Bedeutend ist dabei, dass sowohl explizite als auch implizite Faktoren berücksichtigt werden können. Damit erinnert der Ansatz auch an Bourdieus Habitus Konzept, ist jedoch im Vergleich weniger beschreibend, sondern bietet konkrete Handlungsanweisungen (Staub-Bernasconi, 2018, S. 440-444). Aus diesem Grund ist dieser Ansatz für die Soziale Arbeit wertvoll und bedeutsam. Er ermöglicht zudem Beobachtung fern von Pauschalisierung, da verschiedene Differenzkategorien beigezogen werden. So wird in dieser Analyse der Machtquellen beispielsweise auch unter «Männern» sichtbar, wer eher einer hegemonialen Männlichkeit entspricht und wer dabei untergeordnet wird. Dadurch kann mit der Machtquellenanalyse die individuelle Verortung im gesamtgesellschaftlichen Gefüge und die damit einhergehende Privilegierung oder Diskriminierung festgehalten werden und Handlungsideen zu möglichen Veränderungen entwickelt werden.

5.4 Männlichkeit und Soziale Arbeit

Wenn Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit auf die Bedeutung von Geschlecht für die Soziale Arbeit hinweisen, geschieht dies meist unter Bezug der vorherrschenden Geschlechterhierarchien, auf welche die Soziale Arbeit hinzuweisen hat. Dennoch können auch «Männer» aufgrund verschiedener Differenzkategorien, wie beispielsweise Rassismus, Ableismus oder sexueller Orientierung benachteiligt werden, wie im Konzept der hegemonialen Männlichkeit ersichtlich wurde. Zudem wurde am Beispiel der Unsichtbarkeit «männlicher» Verletzungsoffenheit bei häuslicher Gewalt erkennbar, dass der gesellschaftliche Blick «Männer» tendenziell als Täter stigmatisiert. Dabei stellt sich insbesondere die Frage, welchen Umgang Soziale Arbeit mit Geschlechtlichkeit allgemein und insbesondere mit der Konstruktion von Männlichkeit hat. Auch in Anbetracht der Intersektionalität von Männlichkeiten wird diese Frage relevant und ein differenziertes Bild von Männlichkeiten für die Soziale Arbeit notwendig.

Fest steht, dass Männlichkeit und Soziale Arbeit in einer ambivalenten Beziehung zueinanderstehen, da Soziale Arbeit als Beruf nach wie vor als «Frauenberuf» angesehen wird (Ehlert, 2012, S. 53), «Männerangebote» rar sind und «Männer» schlecht erreicht

werden (Ehlert, 2012, S. 107). Da sich hegemoniale Männlichkeit als stark und autonom versteht, widerspricht es ihrer Grundlogik, sich «Hilfe» zu holen, oder überhaupt «Hilfe» zu erhalten. Deshalb führen auch Lenz und Kapella (2012, S. 124-125) in Bezug auf die Opfererfahrung von «Männern» an, dass es ein kompetentes Hilfesystem für gewaltbetroffene «Männer» benötige, welches differenziert geschult ist in Bezug auf Geschlechtlichkeit, damit mehr «Männer» unterstützt werden und sich Hilfe holen können. Es gibt also die Notwendigkeit für eine vertiefte Auseinandersetzung Sozialer Arbeit mit Männlichkeit. Die differenzierte Auseinandersetzung mit Männlichkeit wird ausserdem notwendig, da Männlichkeit auf verschiedenen Ebenen wirkt und wirkmächtig ist, wie im letzten Kapitel aufgezeigt wurde.

Einen möglichen Ansatz zur geschlechterreflektierten Arbeit mit «Männern» bieten Theunert und Luterbach (2021, S. 100) mit ihrem Orientierungsrahmen für geschlechterreflektierte «Männerarbeit». Mit dem Konzept der dreifachen Entwicklung zeigen sie die Notwendigkeit der Gleichzeitigkeit verschiedener Richtungen und Ansatzpunkte in der Arbeit mit «Männern» auf, wobei ihre Kernaussage besagt, dass geschlechterreflektierte «Männerarbeit» gleichzeitig unterstützend, begrenzend und öffnend wirken muss. Die Gleichzeitigkeit dieser drei Punkte wird anhand eines in der Mitte schwebenden Dreiecks dargestellt, wie in Abbildung 2 zu sehen ist.

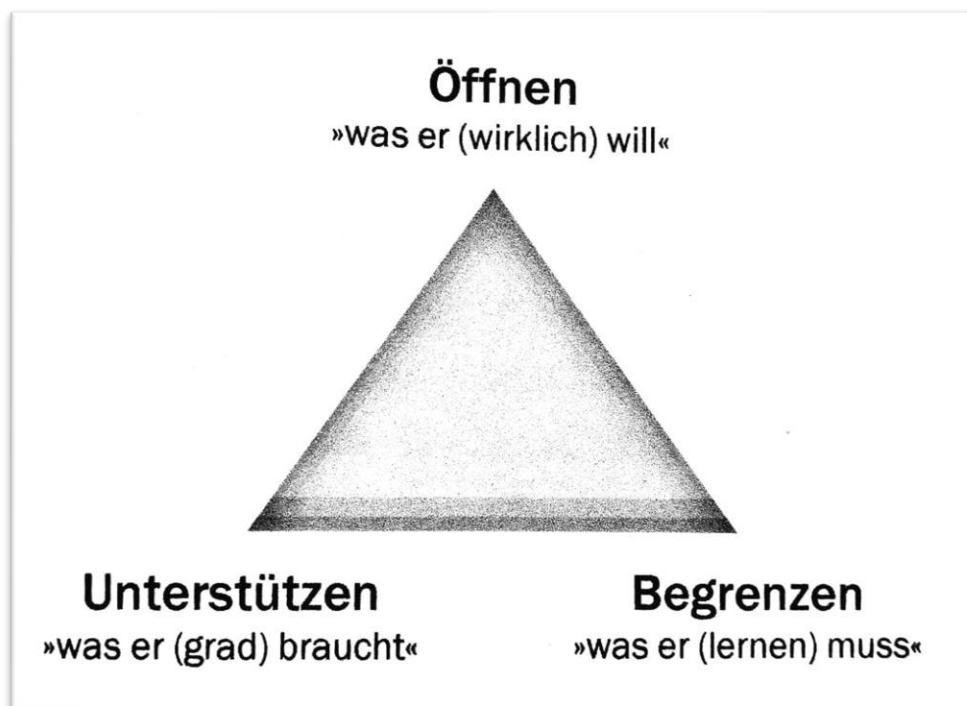


Abbildung 2. Konzept der dreifachen Entwicklung

Quelle: Theunert & Luterbach, 2021, S. 100

Unterstützen:

Bei der Ecke der Unterstützung geht es darum, «Männer» als Individuen im Spannungsfeld widersprüchlicher Männlichkeitsanforderungen wahrzunehmen und dem Klienten empathisch-akzeptierend zu begegnen. Auf diese Weise werden «Männer» in ihrem Umgang mit dem Spannungsfeld zwischen tradierten Rollenbildern wie dem des Familiennährers und neueren Anforderungen wie der präsenteren Väterlichkeit ernst genommen, abgeholt und unterstützt. Dies ist insofern notwendig, als dass «Männer» diesbezüglich von Politik, Institutionen und Arbeitgeber*in allein gelassen werden. Zudem geht es darum, den «Mann» in der konkreten Situation zu unterstützen, indem seiner Bedürftigkeit Raum gegeben und dieser mit Verständnis und Akzeptanz begegnet wird. Dazu wird von den Professionellen Geduld erwartet, um den Klienten ankommen zu lassen. Sie müssen den Klienten ausserdem an- und ernst nehmen, was bereits empowernd wirken kann (Theunert & Luterbach, 2021, S. 101-107).

Begrenzen:

Die Ecke des Begrenzens zielt darauf ab, geschlechtliche Selbstverständnisse zu hinterfragen und den Klienten wohlwollend herauszufordern. Damit einher geht das Lernen, dass die männliche Position in unserer Gesellschaft privilegiert ist und die eigene Perspektive immer nur partikular und damit begrenzt ist. Bei der Auseinandersetzung mit Privilegien geht es einerseits darum, sich bewusst zu werden, dass «Männer», ob sie wollen oder nicht, von Privilegien profitieren, um anschliessend differenzieren zu lernen, wo eine Deprivilegierung stattfinden kann und ein verantwortungsvoller Umgang mit Privilegien erlernt werden sollte. Diese Auseinandersetzungen können beispielsweise anhand von Nachfragen bei biologistischen Aussagen oder durch das Aufzeigen davon, wie gewisse Überzeugungen Ungleichheiten reproduzieren, geführt werden. Es geht also darum, mit einer empathischen, annehmenden Haltung aufzuzeigen, wie Männlichkeit als gesellschaftlich-kulturelle Norm funktioniert und konstruiert ist und wie dabei auch Leidensdruck verursacht wird (Theunert & Luterbach, 2021, S. 107-112).

Öffnen:

Bei der dritten Ecke des Dreiecks geht es um das Öffnen. Durch die Öffnung der binären, heteronormativen Welt soll ein Suchen ermöglicht und begleitet werden. Dies hat vor allem damit zu tun, dass in der männlichen Sozialisation die Wichtigkeit, ein richtiger «Mann» zu sein, derart zentral ist, dass anderes Verhalten nicht möglich ist. Da jedoch traditionelle Männlichkeitsbilder zu Verengung, Korsettierung und Zementierung führen, braucht es gerade an diesen Stellen die Gegenkraft, um die Bilder zu öffnen. Dies ist

beispielsweise dadurch möglich, dass Stereotype ins Gegenteil verkehrt werden oder Ermutigung ausgesprochen wird, Neues auszuprobieren. Bei dieser Ecke ist wichtig, dass die Professionellen zwar eine Vorstellung davon haben, was gelingendes «Mannsein» bedeuten könnte, sie jedoch Offenheit für den Klienten haben und sich achtsam in Resonanz mit den ungelebten Potentialen des Klienten begeben (Theunert & Luterbach, 2021, S. 112-117).

Der «vierte» Punkt des Dreiecks ist die bereits angesprochene Balance der drei Ecken, welche im Konzept als Mittelpunkt dargestellt wird. Ausgeglichen auf diesem Mittelpunkt sollte das Dreieck schweben. Zudem verweist dieser Mittelpunkt auf die Dynamik des Konzepts. Auch Professionelle müssen selbst in Bewegung bleiben, da Geschlechterreflexion kein Zustand, sondern ein Prozess darstellt, welcher unter anderem stete Selbstreflexion erfordert und ein Leben lang andauert (Theunert & Luterbach, 2021, S. 117-119). Dieser Orientierungsrahmen stellt einen guten Ansatz zur geschlechterreflektierten Arbeit mit «Männern» dar, welcher zudem nicht nur ein Sonderangebot abdeckt, sondern aufgrund seiner allgemeinen Aussagen breitflächig angewendet werden kann. Dieser Orientierungsrahmen weist auch auf die Möglichkeit präventiven Arbeitens hin, welches für die Soziale Arbeit von Bedeutung ist.

5.5 Geschlechterreflektierende Angebote

Während also die Beschäftigung Sozialer Arbeit mit Geschlechtlichkeit und daher auch mit Männlichkeit sehr klar im Berufsauftrag vorgegeben ist, sind entsprechende Angebote sowie die Theoretisierung und der allgemeine Einbezug in der Theorie nach wie vor rar. Soziale Arbeit hat sich, wie Bramberger (2008, S. 2-5) mit den vier Handlungsebenen gezeigt hat, auf verschiedenen Ebenen mit Geschlecht zu beschäftigen. Eine grundsätzliche und auch persönliche Auseinandersetzung mit Geschlechtlichkeit wird wie bei Theunert und Luterbach (2021, S. 117-119) für Professionelle als unabdingbar betrachtet. Damit stellt sich die Frage, ob eine grundsätzliche Thematisierung von Geschlechtlichkeit und ihren Funktionsweisen auch bei Adressat*innen der Sozialen Arbeit notwendig wäre und womöglich gar einen positiven Effekt hätte. Diese Frage steht in Verbindung mit Präventionsarbeit.

Das vom Verein Dissens e.V. entwickelte Projekt EQUI-X betreibt Präventionsarbeit und verfolgt das Ziel, Jugendliche geschlechterreflektiert zu empoweren und damit geschlechtsbezogener Gewalt vorzubeugen (Holtermann, 2018, S. 3). Jugendliche als Zielgruppe macht insofern Sinn, als dass die Jugend die Phase des Ausprobierens und des Sich-Neu-Kennenlernens ist. Dennoch erlernen Kinder und Jugendliche die Normen der

Gesellschaft bereits sehr früh implizit und explizit, was, wie aufgezeigt, zu Diskriminierung führt. Gerade deshalb ist nach Holtermann (2018, S. 4) für die Prävention von Gewalt die frühzeitige Beschäftigung mit den Konstruktionen der Geschlechterrollen notwendig. Erst durch die Thematisierung von Geschlechterrollen können sich Jugendliche über ihre eigenen, internalisierten Werte und Normen bewusst werden. So lernen sie auch anhand von Rollenspielen und Situationsbeispielen ihr Verhalten und einschränkende Geschlechternormen zu reflektieren, zu hinterfragen und gleichzeitig ihre Handlungsspielräume auszuweiten. Bei männlichen Jugendlichen liegt stets auch ein spezieller Fokus darauf, Gewalt zu entnormalisieren, neue Formen der Konfliktlösung einzuüben und ihren Bedürfnissen entsprechende Geschlechterbilder zu entwickeln (Holtermann, 2018, S. 3-4). Da bei Geschlechtlichkeit besonders die gesellschaftliche Komponente von Bedeutung ist, reicht es nicht aus, lediglich mit Jugendlichen zu arbeiten, weshalb das Projekt an vier Strukturebenen ansetzt. Nebst individueller- und Beziehungsarbeit wird gemeinschaftliche Arbeit geleistet, indem beispielsweise Fachpersonen gebildet werden. Zudem ist strukturelle Arbeit Teil des Projekts, welche mit politischer Vernetzung geleistet wird (Holtermann, 2018, S. 4-5).

Das Projekt EQUI-X stellt ein gutes Beispiel für geschlechterreflektiertes Handeln dar, das, wie gezeigt, auf verschiedenen Ebenen tätig ist, präventiv arbeitet und als konkrete Gewaltpräventionsarbeit betrachtet werden kann. In Anbetracht der Ausführungen in vorliegender Arbeit und dem Ausmass geschlechterspezifischer Gewalt in der Schweiz, plädiert diese Arbeit dafür, geschlechterreflektierende Angebote der Sozialen Arbeit zu mehren und neue zu schaffen. Es wären beispielsweise auch Workshops an Schulen zur Thematik von Männlichkeit vorstellbar, um ein Grundverständnis für die Relevanz von Männlichkeit und eine Auseinandersetzung mit Geschlechtlichkeit und den entsprechenden Auswirkungen auf die Existenzweisen herzustellen, ähnlich wie bei vorgestelltem Projekt EQUI-X.

6 Fazit

Im Fazit werden die erarbeiteten Antworten und Ergebnisse zusammengefasst und eingeordnet. Anschliessend werden die Ergebnisse sowie die Arbeit insgesamt kritisch diskutiert, reflektiert und weiterführende Gedanken angeführt.

6.1 Ergebnisse und Beantwortung der Fragestellung

Nachfolgend werden zur Beantwortung der Teilfragen diese anhand der zentralen Punkte der entsprechenden Unterkapitel wiedergegeben. In Kapitel 3 zu Männlichkeit wurden den Fragen nachgegangen, was Männlichkeit ist, wie sie hergestellt und wie sie reproduziert wird. Männlichkeit wurde als Position im Geschlechterverhältnis und damit einhergehenden Praktiken festgestellt, weshalb dem Prozess des Machens grosse Bedeutung zukommt, was mit «*Doing gender*» umschrieben wurde (vgl. Kap. 3.1). Dabei wurde die Bedeutung der vorherrschenden, hegemonialen Männlichkeit aufgezeigt, welche als «DIE» Männlichkeit gilt, weshalb sie als Orientierung für alle «Männer» verstanden wird (vgl. Kap. 3.4). Die männliche Position wurde als gesellschaftlich vorherrschend beschrieben, wobei die Vorherrschaft meist nicht als solche wahrgenommen wird, da die geschlechtlichen Beziehungen als symbolische Macht in den Habitus eingegangen sind (vgl. Kap. 3.2). Als Beispiel der Herstellung und Reproduktion von Männlichkeit wurden exemplarisch die «Ernsten Spiele des Wettbewerbs» betrachtet, da diese als zentrale Station der männlichen Sozialisation und der Herstellung von Männlichkeit verstanden werden. Die besondere Charakteristik dieses Wettbewerbs besteht in der doppelten Relationalität, dass sich Männlichkeit einerseits gegenüber Weiblichkeit, aber auch gegenüber anderen «Männern» abgrenzt und sich dabei im Kampf mit Gleichgesinnten «verbrüdert». Der Anspruch sich dem Wettbewerb auszusetzen, ist deshalb bedeutsam, weil diesem gerecht zu werden bedeutet ein «Mann» zu sein. Dadurch wurde auch ersichtlich, dass Männlichkeit stets unter Reproduktionsdruck steht und damit fragil ist (vgl. Kap. 3.3).

In Kapitel 4 wurde die Auswirkung von Männlichkeit auf häusliche Gewalt untersucht, da «Männer» statistisch gesehen viel häufiger Täter häuslicher Gewalt werden (vgl. Kap. 4.1.1). Somit konnte festgestellt werden, dass Männlichkeit sich insofern auswirkt, als dass von ihr ein erhöhtes Gefahrenpotential ausgeht. Als Grund dafür konnten verschiedene Ursachen ausgemacht werden, die «Männern» Gewalt als Handlungsoption anbietet. Es wurde jedoch festgestellt, dass allen Ansätzen gemein ist, dass erhöhtes Gewaltpotential in direkter Verbindung mit Männlichkeit gesetzt werden kann und damit die gängige männliche Sozialisation im Fokus steht. So wurde aufgezeigt, dass ein

traditionelles Rollenverständnis, ein stark inkorporierter männlicher Habitus oder starke männliche Identität eher zu Gewalt neigt, wenn diese beispielsweise in Frage gestellt wird oder sich in einer Krisensituation befindet (vgl. Kap. 4.2.1). Insofern kann deshalb verstanden werden, dass Männlichkeit insgesamt problematische Auswirkungen auf «Männer» ausübt. Zudem konnte festgestellt werden, dass sich Männlichkeitskonstruktionen in einem verallgemeinernden Diskurs zu Gewalt und Geschlecht auf die Opferabsprache von «Männern» auswirken kann, weshalb Differenzierung gefordert wird (vgl. Kap. 4.2.2).

Kapitel 5 untersuchte, inwiefern sich Soziale Arbeit mit Geschlecht und im Speziellen mit Männlichkeit beschäftigen kann und soll. Es konnte aufgezeigt werden, dass die Soziale Arbeit aufgrund ihres Berufskodex und -auftrags dazu verpflichtet ist, Diskriminierung, wie sie bei häuslicher Gewalt auftritt, entgegenzuwirken und sich entsprechend auch gesellschaftlich zu positionieren (vgl. Kap. 5.1 & 5.2). Geschlecht ist für die Soziale Arbeit von grosser Bedeutung, da die Wirkmächtigkeit auf vielen Ebenen und Niveaus stattfindet. Aufgezeigt wurde ausserdem, dass die Thematisierung von Gender in der Sozialen Arbeit von zentraler Bedeutung ist und nicht nur in spezifischen Feldern thematisiert werden sollte, sondern grundlegend Gegenstandsbereich sozialarbeiterischen Handelns sein sollte (vgl. Kap. 5.2). Einen Ansatz zur Untersuchung von Begrenzung und Ausweitung von Handlungsfähigkeit von Adressat*innen bot die Machtquellenanalyse (vgl. Kap. 5.3) und im Orientierungsrahmen geschlechterreflektierter Männerarbeit wurde eine Handlungsanleitung unter Beibehaltung verschiedener, notwendiger Ebenen aufgezeigt. Somit wurde ersichtlich, dass es Wege und Möglichkeiten der Sozialen Arbeit gibt, einen allgemeinen Umgang mit Geschlechtlichkeit zu finden (vgl. Kap. 5.4). Zudem konnte auf die Bedeutung von präventiver Arbeit hingedeutet werden (vgl. Kap. 5.5).

Diese Ausführungen zeigen auf, dass Männlichkeit über grosse, weitreichende Bedeutung für die Soziale Arbeit verfügt und zwingend weiter erforscht, theoretisiert und bearbeitet werden muss. Vor dem Gegenstand der Auswirkungen von Männlichkeit auf die Gesellschaft scheint die Thematisierung derselben unabdingbar zu werden. Da vorliegende Arbeit grundsätzliche Zusammenhänge zwischen Männlichkeit und (häuslicher) Gewalt aufzeigen konnte, wird einerseits Gewaltarbeit mit «Männern» sowie präventive Arbeit als notwendig und sinnvoll erachtet, um Diskriminierung entgegenzuwirken. Bereits eine grundsätzliche Thematisierung der Funktionsweisen von hegemonialer Männlichkeit kann dazu beitragen, dass deren Herstellung und Reproduktion an Bedeutung verliert und männliche Verhaltensweisen entgegen der Hegemonie vervielfacht werden

können. Dabei kann angenommen werden, dass dies zu einer Abnahme verschiedener gesellschaftlicher Probleme wie zum Beispiel häuslicher Gewalt führen wird.

6.2 Worum geht es also bei Geschlechtlichkeit und Sozialer Arbeit?

In der Problemstellung wurde ersichtlich, dass wenn «Männer» handeln, sie dies entlang der vorgegebenen Männlichkeitskonstruktionen machen, um als klar männlich zu gelten. Damit wird ersichtlich, dass der «Mann» sein Verhalten vermeintlich in der Natur begründet sieht, tatsächlich aber aufgrund sozialisatorischer Einflüsse handelt, wie er handelt, denkt, wie er denkt und fühlt, wie er fühlt. So sind also geschlechtliche Konstrukte zentral in der identitären Entwicklung von Menschen und mitverantwortlich für deren Sein und Werden. Da diese Konstrukte gesellschaftlich veränderbar sind, kann die Frage aufgeworfen werden, welche Verantwortung der Gesellschaft zukommt, wenn ein «Mann» gewalttätig wird? Ausser Frage steht, dass «Männer» Verantwortung für ihr Handeln übernehmen müssen, egal aus welchen Gründen sie handeln, wie sie handeln. Jedoch muss sich eine Gesellschaft vor diesem Hintergrund der grundsätzlichen Frage stellen, wie wir in Zukunft mit Geschlechtlichkeit umgehen wollen und wie geschlechterstereotyper Sozialisation in positivem Sinne entgegengewirkt werden kann. Denn tatsächlich sind Probleme, welche in Zusammenhang mit Geschlechtlichkeit stehen, gesellschaftlicher Natur, weshalb stets auch die Frage aufgeworfen werden muss, wie die Gesellschaft gedenkt diese Probleme auf grosser Skala anzugehen. Nur dadurch kann der folgeschweren Trennung zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit, welche stets zu Benachteiligung, Behinderung und Diskriminierung führt, entgegengewirkt werden.

Diese grossen, gesellschaftspolitischen Fragen zu stellen und aufzuwerfen, sollte sich die Profession der Sozialen Arbeit mehr trauen. Vor dem Hintergrund, dass Soziale Arbeit stets politisch ist und ihr Handeln nie ausserhalb der gesellschaftlichen Grenzen stattfindet, geschieht dies aktuell wenig. Der Fokus in Praxis und Lehre liegt heute mehr auf einer individualistischen Perspektive von Problemen, wodurch sich sozialarbeiterisches Handeln gut in den Neoliberalismus einfügt. Denn bestehendes Recht gibt gesellschaftliche Normen vor, nach welchen gehandelt und interveniert wird. Tatsächlich aber sollte die Soziale Arbeit aufbauend auf ihrem Berufsauftrag mehr der Frage der Legitimität nachgehen und sich im Sinne des politischen Mandats einmischen, damit die Profession insgesamt mehr in ein Agieren statt Reagieren kommt. Unabdingbar ist also, dass grosse, radikale Fragen aufgeworfen werden können, um das Ziel einer gerechteren Gesellschaft und dem guten Leben aller zu verfolgen.

Diese Forderung stellt ein schwieriges Unterfangen dar und wie am Beispiel der Geschlechtlichkeit ersichtlich, braucht es Energie und Zeit, der Naturalisierung entgegenzuwirken. Auch deshalb, da die Professionellen als Individuen sich nicht aus den gesellschaftlichen Strukturen herausnehmen können, sondern stets Teil davon sind. Daran wird die Wichtigkeit einer vertieften Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Fragen um Diskriminierung, Privilegien und Macht für Professionelle der Sozialen Arbeit erkennbar und zu einem zentralen Bestandteil ihrer Arbeit. Gerade deshalb sollte die gesellschafts- und selbstkritische Auseinandersetzung Teil der sozialarbeiterischen Ausbildung sein. Dies ist nötig, um die Reichweite und Bedeutung des eigenen Handelns gesellschaftspolitisch verstehen und einordnen zu können, um wiederum dem geforderten Tripelmandat gerecht zu werden.

6.3 Kritische Würdigung und Ausblick

Wie die Arbeit aufzeigt, ist die Behandlung von Geschlechtlichkeit notwendig, weshalb es interessant wäre der Frage nachzugehen, wie solche Angebote ausgestaltet werden könnten. Diese Arbeit zeigte mit der Machtquellenanalyse und dem Orientierungsrahmen zur geschlechterreflektierten Arbeit sehr allgemeine Ansätze dafür auf. Deshalb wäre es interessant zu vertiefen, wie solche Arbeit aussehen kann und Handlungsanleitungen zu erarbeiten, welche auf gut fundiertem Gender-Wissen aufbauen, aber auch in praktischer Weise im professionellen Alltag anwendbar sind. Dabei wäre im Weiteren interessant zu prüfen, inwiefern Geschlechtlichkeit grundsätzlichen Eingang in Theorien Sozialer Arbeit finden kann, aber auch welche weiteren Angebote entwickelt werden sollten.

Durch den grossen Bogen, welchen diese Arbeit schlug, konnte die Reichweite der Bedeutung von Männlichkeit aufgezeigt und damit die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung unterstrichen werden. Und obwohl die Erkenntnis, dass die Beschäftigung Sozialer Arbeit mit Geschlechtlichkeit notwendig erscheint, trivial ist, so mangelt es dennoch an entsprechender fachlicher Auseinandersetzung auf verschiedenen Ebenen. So konnte die Arbeit einen guten Beitrag dazu leisten, auf die vielfältige, mehrniveaunale Bedeutung von Geschlechtlichkeit für die Soziale Arbeit sowie die Adressat*innen hinzuweisen. Interessant an dieser Stelle wäre eine tiefere Konzentrierung auf Adressat*innen, um das Zusammenspiel von Geschlechtlichkeit mit anderen Differenzkategorien mit intersektionaler Sichtweise zu untersuchen. Zwar wurde die Bedeutung der Männlichkeitsreproduktion untersucht und kritisiert, jedoch beinhaltete vorgebrachte Kritik zugleich auch die Reproduktion des Kritisierten. Die Behandlung von Männlichkeit als Gegenstand reproduziert stets auch eine Abtrennung von Weiblichkeit. Gleichzeitig konnte

aber auch die Notwendigkeit einer Beschäftigung aufgezeigt werden. Dennoch beleuchten die Ergebnisse nur einen Teil der Realität und sind insofern als abstrakte Sichtweise zu verstehen. Allerdings bedeutet geschlechterreflektierte Arbeit genau mit dieser Abstraktheit umzugehen und diese differenzieren zu können, weshalb die vertiefte Auseinandersetzung damit in der Ausbildung zentral erscheint.

Eine weiterführende, interessante Thematik wäre es, Dekonstruktion im Themenbereich der Geschlechtlichkeit zu bearbeiten. Besonders die Suche nach Möglichkeiten Geschlechtlichkeit nicht nur zu thematisieren, sondern in einem praktischen Angebot zu dekonstruieren wäre interessant. So wäre zu prüfen, inwiefern durch Dekonstruktion einem «*Doing gender*» entgegengewirkt werden kann.

Abschliessend bleibt zu hoffen, dass die Thematisierung von Geschlechtlichkeit und die Auseinandersetzung damit dazu beitragen werden, den gesellschaftlichen Druck, den Geschlechterkonstruktionen zu entsprechen, zu verringern und vielfältiges Verhalten und Existieren zu ermöglichen. Dies mit dem Ziel, dass Menschen zukünftig mehr sie selbst sein können und weniger etwas Bestimmtes, Vorgegebenes darstellen müssen. Diese Zukunft kommt jedoch nicht von allein und kann nur innerhalb der gesellschaftlichen Strukturen stattfinden. Dies bedeutet, dass es für eine gerechtere Zukunft nicht nur geschlechterreflektierte Menschen braucht, sondern dass die Geschlechterreflektierung in Zusammenhang mit einer gesamtgesellschaftlichen Veränderung stehen muss und dadurch die Gesellschaft ein gerechterer Ort für alle werden kann. Dazu gehört, das Reflektieren und Entgegenwirken aller Differenzkategorien und deren Verschränkungen. Dabei geht es nicht darum alle Menschen «gleich» zu machen, sondern die Verschiedenheiten zu verstehen und uns alle in unseren Individualitäten gegenseitig als Menschen anzuerkennen und zu sehen.

«Es gibt keine Orte und keine Zeiten, die uns zwingen (dürfen), die tiefste Anerkennung der radikalen Verschiedenheit von Menschen (Diversity) und der Bejahung einer demokratisch-pluralen Gesellschaft aufzugeben. Und es gibt keine Orte und keine Zeiten, die uns zwingen (dürfen), das eigenständig-kritische Denken aufzugeben. Die Unverletzlichkeit und Würde eines jeden Menschen sind der Referenzrahmen.» (Czollek, et al., 2019, S. 9).

Literaturverzeichnis

- Aulenbacher, B. (2020) Geschlecht als Strukturkategorie: Über den inneren Zusammenhang von moderner Gesellschaft und Geschlechterverhältnis. In S.M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (2. Aufl., S. 141-169). Wiesbaden: Springer VS.
- Avenir Social (2010). *Berufskodex Soziale Arbeit Schweiz. Ein Argumentarium für die Praxis der Professionellen*. Bern: Avenir Social.
- Baur, N. & Luedtke, J. (2008). Konstruktionsbereiche von Männlichkeit. Zum Stand der Männerforschung. In N. Baur & J. Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 7-30). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Beauvoir, S. (1968). *Das andere Geschlecht Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Bereswill, M. (2011). Zum Verhältnis von Gewalt und Geschlecht: Entwicklungen und Perspektiven der soziologischen Geschlechterforschung. In B. Rendtorff, C. Mahs & V. Wecker (Hrsg.), *Geschlechterforschung Theorien, Thesen, Themen zur Einführung* (S. 201-218). Stuttgart: Kohlhammer.
- Böhnisch, L. (2018). *Der modularisierte Mann. Eine Sozialtheorie der Männlichkeit*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Böllert, K. & Karsunky, S. (2008) Genderkompetenz. In K. Böllert & S. Karsunky (Hrsg.) *Genderkompetenz in der Sozialen Arbeit* (S. 7-15). [PDF], Wiesbaden: Springer VS.
- Bourdieu, P. (2020). *Die männliche Herrschaft* (5. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

- Bramberger, A. (2008) Dimensionen geschlechtersensiblen Denkens in der Sozialen Arbeit. In A. Bramberger (Hrsg.), *Geschlechtersensible Soziale Arbeit* (S. 1-10). Wien: LIT Verlag.
- Bundeskriminalamt (BKA). (2019). *Partnerschaftsgewalt. Kriminalstatistische Auswertung – Berichtsjahr 2018*. [PDF], Wiesbaden: Bundeskriminalamt.
- Butler, J. (2021). *Das Unbehagen der Geschlechter* (22. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Connell, R. (2013). *Gender*. Wiesbaden: Springer VS.
- Connell, R. (2015). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten* (4. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Criade-Perez, C. (2020). Unsichtbare Frauen. Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Bevölkerung ignoriert. München: btb.
- Czollek, L. C., Perko, G. & Weinbach, H. (2009). *Lehrbuch Gender und Queer*. Weinheim & München: Juventa Verlag.
- Czollek, L. C., Perko, G., Kaszner, C. & Czollek, M. (2019). *Praxishandbuch Social Justice und Diversity*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Dinges, M. (2005). «Hegemoniale Männlichkeit» - Ein Konzept auf dem Prüfstand. In M. Dinges (Hrsg.), *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute* (S. 7-33). Frankfurt/ Main: Campus Verlag.
- Döge, P. (2013). *Männer die ewigen Gewalttäter? Gewalt von und gegen Männer in Deutschland* (2. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Ehlert, G. (2012). *Gender in der Sozialen Arbeit. Konzepte, Perspektiven, Basiswissen*. [PDF], Schwalbach: Wochenschau Verlag.
- Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann EBG, (Hrsg.) (2020a). *Zahlen zu häuslicher Gewalt in der Schweiz, Informationsblatt A4*. [PDF], Bern: EBG.

- Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann EBG, (Hrsg.) (2020b). *Häusliche Gewalt in der Schweizer Gesetzgebung, Informationsblatt C1*. [PDF], Bern: EBG.
- Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann EBG, (Hrsg.) (2020c). *Internationale Menschenrechtsverträge und häusliche Gewalt, Informationsblatt C4*. [PDF], Bern: EBG.
- Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann EBG, (Hrsg.) (2020d). *Geschlechtsspezifische Formen und Folgen häuslicher Gewalt, Informationsblatt A6*. [PDF], Bern: EBG.
- Engler, S. (2010). Habitus und sozialer Raum: Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieu in der Frauen- und Geschlechterforschung. In R. Becker & N. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung Theorie, Methode, Empirie* (3. Aufl.) (S. 257-268). Wiesbaden: Springer VS.
- Gildmeister, R. (2020). Soziale Konstruktion von Geschlecht: «Doing gender». In S.M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (2. Aufl., S. 171-204). Wiesbaden: Springer VS.
- Goffman, E. (2001). *Interaktion und Geschlecht* (2. Aufl.). Frankfurt: Campus Verlag.
- Hafner, G. (2020). Mann – Macht – Gewalt. In Steingen, A. (Hrsg.), *Häusliche Gewalt. Handbuch der Täterarbeit* (S. 73-78). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Henschel, A. (2020) Gewalt in Geschlechterverhältnissen – ein Thema für Frauenhäuser und die erziehungswissenschaftlich orientierte Frauen- und Geschlechterforschung. In E. Breitenbach, W. Hoff & S. Toppe (Hrsg.), *Geschlecht und Gewalt, Diskurs, Befunde und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung* (S. 133-148). [PDF], Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.

- Holtermann, D. (2018). Das Projekt EQUI-X – Geschlechterreflektiertes Empowerment von Jugendlichen und Prävention von geschlechtsbezogener Gewalt. [PDF], CORAktuell, (47), 3-5.
- Hurrelmann, K. & Quenzel, G. (2016). *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung* (13. Aufl.). [PDF], Weinheim: Beltz Juventa.
- Jäger, U., König, T. & Maihofer, A. (2015). Pierre Bourdieu: Die Theorie männlicher Herrschaft als Schlussstein seiner Gesellschaftstheorie. In H. Kahlert & C. Weinbach (Hrsg.), *Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung. Einladung zum Dialog* (2. Aufl., S. 15-35). [PDF], Wiesbaden: Springer VS.
- Janssen, A. (2020). Verletzbarkeit und Geschlecht. In E. Breitenbach, W. Hoff & S. Toppe (Hrsg.), *Geschlecht und Gewalt, Diskurs, Befunde und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung* (S. 31-45). [PDF], Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Kapella, O., Baierl, A., Rille-Pfeiffer, C., Geserick, C., Schmidt, E. M. & Schröttle, M. (2011). *Gewalt in der Familie und im nahen sozialen Umfeld. Österreichische Prävalenzstudie zur Gewalt an Frauen und Männern*. [PDF], Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien.
- Leideritz, M. (2016) Menschenrechte als Begründungsbasis für die Profession Sozialer Arbeit. In M. Leideritz & S. Vlecken (Hrsg.), *Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit – Schwerpunkt Menschenrechte. Ein Lese- und Lehrbuch* (S. 32-65). Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Lenz, H. J. & Kapella, O. (2012). Männer, Gewalt, Verletzlichkeit. In M. Theunert (Hrsg.), *Männerpolitik, Was Jungen, Männer und Väter stark macht* (S. 309-334). [PDF], Zürich: Springer VS.
- Lenz, I. (2010). Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und sozialer Ungleichheit. In R. Becker & N. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und*

- Geschlechterforschung Theorie, Methode, Empirie* (3. Aufl.) (S. 158-165). Wiesbaden: Springer VS.
- Maihofer, A. (1995). *Geschlecht als Existenzweise*. Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag.
- Maihofer, A. (2015) Sozialisation und Geschlecht. In K. Hurrelmann, U. Bauer, M. Grundmann & S. Walper (Hrsg.), *Handbuch Sozialisationsforschung* (8. Aufl., S. 630–658). [PDF], Weinheim: Beltz.
- Meuser, M. (2008). Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In N. Baur & J. Luedtke (Hrsg.), *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland* (S. 33-44). Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Meuser, M. (2010). *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster* (3. Aufl.). [PDF], Wiesbaden: Springer VS.
- Meuser, M. (2018). Jungen und Männlichkeit. In A. Lange, H. Reiter, S. Schutter & C. Steiner (Hrsg.), *Handbuch Kindheits- und Jugendsoziologie* (S. 365-378). [PDF], Wiesbaden: Springer VS.
- Müller, U. & Schröttle, M. (2012) Gewalt gegen Frauen und Gewalt im Geschlechterverhältnis. In G. Albrecht & A. Groenemeyer (Hrsg.), *Handbuch soziale Probleme* (2. Aufl., S. 668-691). [PDF], Wiesbaden: Springer VS.
- Nef, S. (2020). Gewaltkonzepte – Empirische Befunde zur Deutung häuslicher Gewalt als sozialer Prozess: Die Normalisierung sexualisierter Gewalt als Ausdruck der Persistenz des Geschlechterverhältnisses? In E. Breitenbach, W. Hoff & S. Toppe (Hrsg.), *Geschlecht und Gewalt, Diskurs, Befunde und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung* (S. 79-97). [PDF], Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Obrecht, W. & Zwicky, H. (2011). *Grundlagen und Perspektiven einer strukturellen Theorie sozialer Probleme*. [PDF], Rigomagno & Rapperswil-Jona: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften.

- Palm, K. (2019) Biologie: materielle Dimension von Geschlecht in biologisch-kritischer Perspektive. In B. Kortendiek, B. Riegrad & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 729-739). Wiesbaden: Springer VS.
- Plösser, M. & Sabla, K.-P. (2013) Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Eine Einführung. In K.-P. Sabla & M. Plösser (Hrsg.) *Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen* (S. 7-20). [PDF], Opladen, Berlin & Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Pohl, R. (2019). *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen* (2. Aufl.). Hannover: Offizin.
- Prattes, U. (2011). *Junge Männer und Feminismus. Ein sozialanthropologischer Blick auf Männlichkeitskonstruktionen im Kontext Österreichs*. Wiesbaden: Springer VS.
- Roig, E. (2021). *Why we matter. Das Ende der Unterdrückung*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Schröttle, M. (2010). Kritische Anmerkung zur These der Gendersymmetrie bei Gewalt in Paarbeziehungen. Aus *GENDER - Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 2(1), 133-151. Verfügbar unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-394038>
- Schröttle, M. (2019) Gewalt: zentrale Studien und Befunde der geschlechterkritischen Gewaltforschung. In B. Kortendiek, B. Riegrad & K. Sabisch (Hrsg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (S. 834-844). Wiesbaden: Springer VS.
- Staub-Bernasconi, S. (2007). *Vom beruflichen Doppel- zum professionellen Tripelmandat. Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit*. Zürich & Berlin.
- Staub-Bernasconi, S. (2010) Soziale Arbeit und soziale Probleme. Eine disziplin- und professionsbezogene Bestimmung. In W. Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (3. Aufl., S. 267-282). Wiesbaden: Springer VS.
- Stop Femizid (2021). *Femizide in der Schweiz*. Verfügbar unter: <https://www.stopfemizid.ch/deutsch#de1>

- Stuve, O. & Debus, K. (2012). Männlichkeitsanforderungen. Impulse kritischer Männlichkeitstheorie für eine geschlechterreflektierte Pädagogik mit Jungen. In Dissens e.V., K. Debus, B. Könnecke, K. Schwerma & O. Stuve (Hrsg.), *Geschlechterreflektierte Arbeit mit Jungen an der Schule. Texte zu Pädagogik und Fortbildung rund um Jungen, Geschlecht und Bildung* (S. 28–42). Berlin: Dissens e.V. Verfügbar unter: <https://www.dissens.de/de/dokumente/jus/veroeffentlichung/Geschlechterreflektierte-Arbeitmit-Jungen-an-der-Schule.pdf>
- Theunert, M. & Luterbach, M. (2021). *Mann sein...!? Geschlechterreflektiert mit Jungen, Männern und Vätern arbeiten. Ein Orientierungsrahmen für Fachleute*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Villa, P.-I. (2003). *Judith Butler*. Frankfurt & New York: Campus Verlag.
- Voss, H.-J. (2010). *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. [PDF], Bielefeld: transcript Verlag.
- Waldmann, M. (2019). *Queer/Feminismus und kritische Männlichkeit. Ethico-politische und pädagogische Positionen*. [PDF], Opladen, Berlin & Toronto: Budrich UniPress.
- Winter, R. (2010). Jungen: Reduzierte Problemperspektive und unterschlagene Potenziale. In R. Becker & N. Kortendiek (Hrsg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung Theorie, Methode, Empirie* (3. Aufl.) (S. 411-417). Wiesbaden: Springer VS.
- World Health Organization. (2005). *Summary report. WHO Multi-country Study on Women's Health and Domestic Violence against Women. Initial results on prevalence, health outcomes and women's responses*. Genf: World Health Organization. Verfügbar unter: https://apps.who.int/iris/bitstream/handle/10665/43310/9241593512_eng.pdf?sequence